

Wiener Stadt-Bibliothek.

T
8920/4-2A



~~449~~
~~579~~
830

1875

Lehrreiche
Erzählungen.

Ein Geschenk

für

die Jugend

von

W. Maurer.

Erstes Bändchen.



W i e n.

Mausberger's Druck und Verlag.



Der kleine Emil, oder Muster eines guten Knaben.

In einer sehr anmuthigen Gegend wohnte ein glückliches Ehepaar, welches ihr größtes Vergnügen darin fand, Gutes zu thun, und auch andern Menschen frohe und glückliche Tage zu verschaffen. Sie handelten nach dem Grundsatz: immer thätig zu seyn, von dem Wege der Redlichkeit nie abzuweichen, und Andere mit Wohlwollen und Liebe zu umfassen.

Sie waren zwar nicht reich, aber sie hatten ein ehrliches Auskommen, und da sie einfach und genügsam lebten, so erübrigten sie immer von ihren Einkünften so viel, daß sie Andern manche Wohlthaten erweisen konnten.

Ihr größter Schatz aber, den sie hatten, war Emil, ihr kleiner, liebenswürdiger Sohn. Er war von der Natur mit den herrlichsten Gaben ausgeschmückt, und besaß vortreffliche Geistesanlagen, mit dem besten Willen verbunden. Es lag daher den Aeltern nicht nur daran, ihn ge-

sund zu erhalten, sondern vorzüglich seinen Geist gehörig auszubilden, und ihn jene Kenntnisse lehren zu lassen, die keinem Menschen fehlen sollten, der auf Bildung Anspruch macht. Sie scheuten weder Mühe noch Kosten, ihrem Sohne diese Bildung zu verschaffen; denn diese, sagten sie, soll sein bestes Erbtheil seyn, das wir ihm nur immer geben können. Emil ward in eine öffentliche Unterrichtsanstalt geschickt, um daselbst seinen Geist zu vervollkommen. Auch hier zeichnete er sich vor allen seinen Mitschülern aus. Er scheute keine Mühe und Anstrengung, und machte ungemein schnelle Fortschritte im Lernen. Seine Lehrer schätzte er, gleich seinen Aeltern, über Alles, und schon ihr Wink war ihm Befehl, den er auf's Genaueste vollzog; aber auch er wurde von seinen Lehrern wieder geliebt, und von ihnen als Muster des Fleißes, der Ordnung und Sittsamkeit für andere Schüler aufgestellt. Seine Mitschüler liebte er gleich Brüdern, und lebte in größter Eintracht mit ihnen. Kurz, man konnte nichts als Gutes von diesem Kinde sagen. Er blühte auf gleich einer Rose, und war beständig froh und heiter. Wer ihn nur sah und kannte, hatte Freude an ihm, besonders da er sich gegen Jedermann gutmüthig, bescheiden und artig betrug. Am meisten aber konnten sich seine Aeltern über ihn freuen, die es nie ermangeln ließen, ihn zum Fleiß und zur Tugend unter Thränen und Bitten zu ermuntern.

Wenn Emil in der Erholungszeit, mit den besten Zeugnissen versehen, zu seinen lieben Ael-

tern zurückkehrte, so drückten ihn freudig Vater und Mutter an ihr Herz. — Beym Abschiede unterließen es die sorgfältigen Aeltern nie, ihren Sohn auf's Neue zu ermahnen. »Mein theurer Emil!« sagte der Vater einst, als er ihn entließ, »vergiß es nie, daß deine Aeltern dich auf das Innigste lieben, und daß du ihre Freude und Hoffnung bist! O vereitle uns diese schöne Hoffnung nicht! wir können dir wenig Vermögen hinterlassen, wir verschaffen dir aber Gelegenheit, deinen Geist auszubilden, unterlasse es also nicht. Aber glaube auch nicht, daß du schon alles gethan hast, wenn du dich in den Besitz von Kenntnissen und einer ausgezeichneten Bildung gesetzt hast. Diese Bildung wäre höchst unvollkommen, und es würde dir an dem Besten fehlen, was der Mensch besitzen kann, wenn du nicht zugleich auch ein rechtlicher Mensch seyn würdest. Nur der Rechtliche hat gerechte Ansprüche auf Hochachtung, Zutrauen und Liebe. Bewahre also dein Herz vor allem Bösen! Fliehe den Umgang mit verdorbenen Menschen, und wandle stets auf Gottes Wegen! — Mit Kraft und Festigkeit widerstehe jedem Reiz zur Sünde, und kehre einst so zu uns zurück, wie du jetzt von uns scheidest, mit reinem Herzen voll inniger Liebe für's Gute, und kindlicher Zuversicht zu Gott. Er sey mit dir, und sein guter Geist begleite dich stets.«

So benützte der Vater jede Gelegenheit, auf den Geist und das Herz seines Sohnes wohlthätig einzuwirken. Die Mutter that dergleichen,

und die redlichen Wünsche derselben ergossen sich in stilles Gebeth.

Tief gerührt war Emil jederzeit, und schied von den geliebten Aeltern, mit dem heiligen Versprechen: stets ihrer guten Lehren eingedenk, das Laster zu meiden, und gut zu bleiben.

Die rastlosen Bemühungen der Aeltern für die Bildung ihres Sohnes blieben nicht ohne Wirkung und ohne gewünschten Erfolg, denn unmöglich kann ein Kind, um dessen Wohl die Aeltern so innig besorgt sind, ausarten und verderben. Emil blieb seinem Versprechen getreu. Er fuhr fort in seinem Fleiße, und nahm immer mehr zu an Sittlichkeit und Tugend, und bestätigte in der That und Wahrheit: daß nur da wahres Glück zu finden sey, wo heller Verstand und ein gutes Herz mit einander verbunden sind.

Aus Emil wurde in der Folge ein rechtschaffener und geschickter Mann. Er machte seinen Aeltern viele Freude, und ward ihr Trost und ihre Stütze im Alter. Dem Vaterlande aber verschaffte er durch seine Einsichten und sein ermunterndes Beyspiel vielen Nutzen, er erwarb sich dafür bedeutende Verdienste, und es ging ihm wohl sein Leben lang. So bestätigte er in der That, was das Sprichwort sagt: »Gott segnet die Kinder vom Himmel herab, welche die Aeltern auf Erden segnen.«

Elise, das Bild eines sitzamen Mädchens.

Wollte man ein recht gut geartetes, liebenswürdiges kleines Mädchen kennen lernen, so durfte man nur auf Elise hinblicken. Sie hatte einen schönen Wuchs und eine angenehme Gesichtsbildung. Ihr freundliches, helles Auge strahlte immer Heiterkeit, und ihre rothen Wangen, die wie Rosen blühten, waren das Bild vollkommener Gesundheit. Ihr sanftes äußeres Benehmen gegen jeden ihrer Mitmenschen machte den besten Eindruck, und sie war von allen, die sie kannten, geachtet.

So wie ihr ganzes äußeres Wesen freundlich und artig war, so war auch ihre Seele voll des besten Willens. Ihr Kopf war hell und aufgeweckt, und ihr Gemüth immer froh und heiter.

Und woher mochte es wohl kommen, daß Elise immer so froh und munter war? fragt ihr, meine kleinen Leser. Hierzu trugen wohl mehrere günstige Umstände bey, besonders der, daß ihre Aeltern selbst sehr gebildet waren, und auch sehr viel auf die Erziehung und Bildung ihres Kindes verwendeten; aber eine Hauptursache war wohl die, daß sie einen gesunden Körper besaß, denn wo der fehlt, da ist an keinen Frohsinn zu denken.

Sie selbst aber war aufmerksam auf alles, was ihr der Lehrer vortrug, so wie auf die Re-

den und Urtheile einsichtsvoller Menschen. Laß sie in einem nützlichen Buche, so geschah dieß nie flüchtig, sondern mit Nachdenken. Es war ihr dabey nicht um eine vorüber gehende angenehme Unterhaltung, sondern vorzüglich um Belehrung zu thun. Sie wurde auf diese Weise ein recht verständiges Mädchen, dem man gern zuhörte, wenn es sprach, und von dem man nie eine thörichte Rede oder ein abgeschmacktes Urtheil vernahm.

Für das, was anständig und schieklich ist, besaß Elise ein sehr feines Gefühl, und daher nahm sie sich vor allem, was unanständig ist, und einen widrigen Eindruck auf Andere zu machen pflegt, sorgfältig in Acht. Man konnte sie keiner angenommenen üblen Gewohnheit beschuldigen; selbst den unartigen, rohen Menschen stößte ihr sitzames Benehmen eine solche Achtung für sie ein, daß sie es nicht wagten, ihr unanständig zu begegnen, oder sie zu Unarten zu verleiten.

Elise hatte besonders ihre Aeltern sehr lieb, und wagte es nie, sie auch nur im geringsten zu beleidigen; alles, was sie kränken mochte, vermied sie mit Sorgfalt; hingegen alles, was ihnen Freude machte, das that sie mit dem größten Vergnügen. Sie forschte heimlich die stillen Wünsche ihrer Aeltern aus, und erfüllte selbe genau. Kurz, sie that alles, was sie ihnen nur an den Augen ansah. Schlugen ihr die Aeltern auch manchmahl eine Bitte ab — weil man doch nicht in allen Stücken den Willen der Kinder erfüllen kann, — so war sie darüber nie unwillig;

verbothen sie ihr etwas, so fügte sie sich ohne Widerrede in ihren Willen. »Die Aeltern wissen besser, als ich, was mir gut und schädlich ist,« sagte sie. Mit der größten Genauigkeit vollzog sie den Auftrag derselben. Ueberhaupt legte sie in ihrem ganzen Betragen Ehrfurcht, Liebe, Gehorsam und Dank gegen ihre Aeltern an den Tag, und diese hingen daher mit der größten Zärtlichkeit an ihr. — Auch gegen andere Menschen, besonders gegen die, denen sie Dank schuldig war, benahm sie sich auf eine so musterhafte Weise, daß ihr alle Herzen zugethan waren. Jedermann sah sie gern, und suchte ihr bey vorkommender Gelegenheit Vergnügen zu machen. Unter den vielen guten Eigenschaften, die Elise besaß, muß noch besonders ihre Bescheidenheit erwähnt werden. Diese setzte ihren übrigen Tugenden erst die Krone auf. Sie war nicht im geringsten stolz auf ihre Geschicklichkeit und Kenntnisse. Daher kam es auch, daß Elise von ihren Mitschülerinnen und Gespielinnen sehr geachtet wurde, und daß es unter denselben keine Einzige gab, die ihr nicht vom ganzen Herzen zugethan war.

In den weiblichen Arbeiten war sie sehr geschickt, und ging ihrer Mutter in den verschiedenen Geschäften des Hauses immer gern an die Hand. An Häuslichkeit, Ordnung und einfache Lebensweise gewöhnt, zeichnete sie sich vor allen andern Mädchen ihres Standes aus, und wurde der Gegenstand allgemeiner Hochachtung.

Bei dieser Lebensweise konnte sie immer sehr

zufrieden und glücklich seyn. Ihr ganzes Leben
 glich einem klaren Bache, der geräuschlos durch
 blumenreiche Auen dahin fließt. »Diesem Mäd-
 chen will ich auch ähnlich werden,« dachte die
 kleine Rosine, als sie diese Geschichte las, »um
 die Liebe meiner Aeltern und die Achtung aller
 guten Menschen zu verdienen.«

Immer lauter, still und helle,
 Wie die reinste Silberquelle,
 Fließe, Mädchen! bis an's Grab
 Ungetrübt dein Daseyn ab.
 Durch des Lebens Klippen zeige
 Unschuld dir die sichern Steige,
 Und die Tugend sey dein Stab.

3.

**Gute Kinder sind der Aeltern Trost
 und Freude.**

Vater Lilienfels süßestes Vergnügen war es,
 nach beendigten Geschäften an Sommertagen mit
 seinen Kindern in einer Gartenlaube unter trau-
 lichen Gesprächen über Religion und Tugend
 manchen Abend zuzubringen. Wie ergetzte es
 den gefühlvollen Vater, die Kleinen an seiner
 Seite, horchend auf seine Worte, zu erblicken,
 zu sehen, wie seine Lehren tiefen Eindruck auf
 ihre unverdorbenen Herzen machten, wie Fröh-
 lichkeit und dankbare Liebe aus ihren Blicken
 strahlten, und die Fülle der Gesundheit ihre vol-
 len Wangen schmückte! O wie froh war er nach
 solch einem Tage! —

Früh kamen einst Robert und Lieschen — so hießen seine Kleinen — in den Garten, um die Blumen zu begießen, die der Vater ihrer Pflege anvertraut hatte. Schon hatten sie kühlen, erquickenden Regen über die Blumen verbreitet, als Robert sein kleines Schwesterchen Liese traulich bey der Hand nahm, zufrieden hinklächelte auf das Blumenbeet und sprach: »Sieh', Lieschen, diese Blumen hier! Wie herrlich sie prangen! Wie werden sie wieder unserm Vater Freude und Vergnügen gewähren! O möchten wir ihm doch auch einst eine Freude machen, und seine Mühe lohnen können. Er hat mehr Mühe und Sorge, uns zu guten Menschen zu bilden, als wir uns mit allen Blumen des Gartens nur immer geben können.«

»Sahst du ihn, Lieschen! wie er uns gestern so freundlich in der Gartenlaube zurief: Kinder, bald wird euer alter Vater nicht mehr seyn! Dieser Mund wird schweigen, dieses Auge wird euch nicht mehr anblicken, dieser Arm euch nicht mehr umfassen, dieses für euer zeitliches und ewiges Wohl besorgte Herz wird aufhören zu schlagen! — O! wenn dieses geschieht, so laßet meine Augen schließen, mit dem tröstlichen Gedanken, euch zu guten Menschen gebildet zu haben. Wie soll sich dann meine Seele über euch freuen in jenen seligen Gefilden, und wenn sich dann auch eure irdische Laufbahn schließt, und ihr nachkommet in jene bessere Welt, so will ich euch vor dem Vergelter das Zeugniß geben: Vater! hier sind die Kinder, die du mir anver-

traut hast. Keines ging an ihnen verloren. — So sprach unser Vater, und, Lieschen! was fühlten wir da? — Wir wollen in jene Laube hingehen, wo er so viel über Tugend mit uns redete, und uns auch lehrte, welch' inniges Wohlgefallen der liebe Gott an dem Gebethe der Kleinen habe; dort wollen wir unsere Hände falten, und für unsern besten Vater bethen, daß er noch lange lebe, und viele Freuden an uns haben möge.«

Lieschen und Robert gingen nun hin auf das Plätzchen, wo sie oft im Schoße ihres guten Vaters ruhten, knieten nieder, und falteten ihre Händchen, hefteten voll Vertrauen ihre Augen gegen den Himmel, und ihren Herzen entquollen die Worte:

»Sieh', Vater im Himmel, deine schwachen Kinder! Wir sind nicht im Stande, für uns selbst zu sorgen. Dir ist es bekannt, wie zärtlich unser guter Vater auf Erden für uns sorget und uns liebt. Ach, wie unglücklich wären wir, wenn er uns durch den Tod entrissen würde! — O, erhalte ihn uns noch lange, diesen guten Vater! Und wenn er viele Freude an uns erlebt hat, und uns dann durch den Tod entrissen wird, o, so lohne du ihm in dem Himmel dort oben, was er uns auf Erden Gutes gethan hat!«

Indeß die Kleinen so dem Unendlichen ihre Gedanken stammelten, war der Vater in den Garten, und zu dem Blumenbeete seiner Kinder gekommen. — Herzlich ergeßte er sich an ihrem Gebethe, das sie für ihn zu Gott sandten. Die

Kinder wollten sich schon von ihren Plätzchen erheben, als der Vater mit ausgebreiteten Armen in die Laube trat, seine guten Kinder umsing, und mit zum Himmel gewandten Augen sprach: »Allvater! wie reichlich hast du mir die Mühe der Erziehung gelohnt! Ich danke dir, und bitte dich zugleich: erhalte mir diese Kleinen hier in Unschuld des Herzens lebenslang! Wie froh will ich nun von dieser Welt scheiden! Laß ich doch Tugend in meiner ländlichen Hütte zurück!«

Auf ähnliche Art unterhielt sich noch oft Vater Liliensfels mit seinen guten Kindern, und pflanzte immer fromme Gesinnungen in die Herzen derselben.

Als Robert und Lieschen größer wurden, dachten sie auch in der Ferne stets an die Lehren ihres braven Vaters, und suchten ihm durch Ausübung edler Handlungen viele Freuden zu machen. — Ihr Vater hatte im letzten Kriege viel gelitten, kam fast um all' sein Hab und Gut, und gerieth in drückende Noth und Armuth.

Den guten Kindern ging das Elend ihres Vaters sehr zu Herzen, und sie suchten ihn nach Kräften zu unterstützen. Lieschen war im Dienste bey einer Herrschaft, arbeitete fleißig, und man gewann sie lieb. Wenn ihr auch manchemahl der Dienst schwer vorkam, so erfüllte sie doch ihre Pflichten mit Unverdroffenheit und Pünctlichkeit; denn sie dachte an ihren Vater, dem sie jederzeit ihre ersparten Kreuzer zusandte. Auch Robert suchte durch seiner Hände Arbeit recht viel zu verdienen, um dem Vater eine Stütze im Alter zu

segn. Er nahm ihn zu sich, und verfügte ihm durch Liebe und Dank die letzten Tage seines Lebens.

So wurden beyde Kinder der Trost und die Stütze ihres alten Vaters. Ohne sie wäre der fromme Greis im Elende leicht umgekommen, denn die Noth war damahls allgemein, und nur Wenige konnten Hilfe erlangen.

Als Robert mit Lieve an seinem Sterbebette jammerten, da hob er seine Hände gen Himmel und bath Gott, daß er sie segnen möchte. Den Kindern aber dankte er mit inniger Rührung für die Freuden, die sie ihm durch ihre kindliche Dankbarkeit im Alter gemacht hatten, und setzte noch die Worte bey: »Wen Gott vorzüglich segnen will, dem gibt er fromme und dankbare Kinder. Dieß habe ich in meinen letzten Lebtagen gefühlt.« — So schied er dankend von ihnen, und die Herzen der Kinder zerflossen in sprachlose Empfindung. — So dankbare Kinderseelen aber ließ Gott nicht unbelohnt. Schon hienieden theilte er ihnen den Segen in Fülle mit, den er guten Kindern versprochen hatte.

Denksprüche aus der heiligen Schrift, welche sich besonders auf die Liebe der Kinder gegen ihre Aeltern beziehen.

1. Ehre deinen Vater und liebe deine Mutter, dieß ist das erste Geboth (für Kinder), dem die Verheißung beygefügt wurde: damit du lange lebest, und es dir wohl gehe auf Erden.

Paulus.

2. Ihr Kinder seyd in allen Stücken euren Aeltern gehorsam, denn das ist dem Herrn wohlgefällig.
Paulus.

3. Von ganzem Herzen ehre deinen Vater, und vergiß die Gefahren deiner Mutter nicht. Bedenke, was du von ihnen Gutes empfangen, und wie du es ihnen vergelten willst. Sirach.

4. Laß deinen Vater und deine Mutter sich freuen über dich und fröhlich seyn die, die dich geboren hat.
Sprichw.

5. Erinnere dich an deinen Vater und deine Mutter, wenn du auch bey Vornehmen bist; schäme dich nicht, vor ihnen von denselben zu reden, damit Gott nicht auch deiner vergesse.
Sirach.

6. Ein Auge, das den Vater verspottet und der Mutter den Gehorsam verweigert, das werden die Raben am Bache aushacken und die jungen Adler fressen.
Sirach.

7. Alles Unglück treffe den, der von seinem Vater und seiner Mutter schimpflich spricht.
Moses 2.

8. Wer seinem Vater oder seiner Mutter fluchen wird, der soll am Leben gestraft werden. Er hat seinen Aeltern Böses gewünscht: er ist des Todes schuldig.
Moses 3.

9. Ein weiser Sohn läßt sich vom Vater zurecht weisen, aber ein thörichter spottet der Sache.

10. Deinen Vater ehren, ist deine eigene

Ehre, und deine Mutter verachten, ist deine eigene Schande. Sirach.

11. Ehre Vater und Mutter in der That und mit Worten, damit ihr Segen über dich komme. Sirach.

12. Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser, aber der Mutter Fluch reißet sie nieder.

13. Vergiß die Lehren deiner Aeltern nicht, so wird auch deiner nicht vergessen werden.

14. Ein guter weiser Sohn ist die Freude seines Vaters, ein thörichter der Kummer und Schande seiner Mutter.

15. Kinder! folget euern Aeltern, denn sie wachen für das Wohl eurer Seelen, und müssen darüber einst Rechenschaft ablegen, daß sie das mit Freuden thun, und nicht mit Seufzen.

Sprichw.

16. Wer die Warnungen seines Vaters hasset, wandelt auf dem Wege des Sünders.

Sirach.

17. Ein Thor verachtet die Zucht seines Vaters, wer aber Zurechtweisung annimmt, der wird klug werden. Sprichw.

18. Es ist einem Menschen gut, wenn er von seiner Jugend an unterthänig zu seyn gelernt hat. Jerem.

19. Der Schmuck der Kinder sind ihre Väter. Sprichw.

20. Mein Sohn, nimm dich deines Vaters

im Alter an, und betrübe ihn nicht, so lange er lebt. — Wer aber seinen Vater verläßt, ist ein Gotteslästerer. Sirach.

21. Höret, Kinder, euern Vater, und folget ihm, damit es euch wohl gehe; denn der Herr gab dem Vater die Herrschaft über seine Kinder, und der Mutter die Macht über ihre Söhne.

Sirach.

22. Der Sohn, der das Gesetz beobachtet, hat sich vor dem Verderben nicht zu fürchten.

Sprichw.

23. Wer sich nicht ziehen läßt von seinen Aeltern, hält nichts auf seine Seele; wer auf Bestrafung achtet, nimmt am Verstande zu.

Sprichw.

24. Jesus war seinen Aeltern kindlich gehorsam, nahm an Weisheit, wie an Wachstum, zu, und genoß Gottes und der Menschen Wohlgefallen.

Lucas 2.

4.

Lina, das arme Kindermädchen, oder die Aufsicht über Kinder, ein Engeltgeschäst.

Lina war ein armes, verwaistes Mädchen. Bey dem Tode ihrer Mutter erreichte sie das zwölfte Jahr, ihren armen Vater aber hatte sie noch früher durch den Tod verloren. Sie war untröstlich über den so frühen Verlust ihrer bey-

den Aeltern. Niemand nahm sich anfangs der unglücklichen Lina an; sie mußte ihr Brot vor den Thüren gutmüthiger Menschen erbetteln. Da seufzte sie oft und sagte: »O wie gut haben es jene Kinder, deren Aeltern noch leben, die sie nähren, pflegen und unterrichten lassen! Für mich aber sorgt kein Vater mehr; mich liebt keine Mutter mehr; der Tod hat sie mir entrißen!«

Wenn sie andere Kinder zur Schule gehen sah, da weinte sie und sagte: »Ach, ich bin doch recht von der Welt verlassen! Ich wachse auf, wie Unkraut, und lerne nichts. Wer wird mich einst in Dienst nehmen wollen, da ich nichts verstehe, und man geschickte Leute findet.«

Lina besaß übrigens ein gutes Herz, und war geduldig und willig. Erwies ihr Jemand eine Wohlthat, so dankte sie jederzeit herzlich dafür. Ihr ganzes Vertrauen aber setzte sie auf Gott; zu ihm bethete sie jeden Tag mit Andacht, ihm ergab sie sich gänzlich, sein Wille war der ihrige. —

Oft dachte sie an die Worte ihrer Mutter, welche sie noch kurz vor ihrem Tode den Spruch lehrte:

Wenn dich in dunkeln Tagen
Geheimer Kummer drückt,
Und unter stillen Klagen
Dein Auge aufwärts blickt;
Wenn dann kein Licht hernieder
In deine Seele fällt,
So zage nicht, du Müder!!
Dein Gott regiert die Welt.

Und Gott, der auch der Waisen Vater ist, und in das Innere des Menschen blickt, lenkte die Herzen der Menschen, daß sie sich von ihrem jammervollen Zustande bewegen ließen und ihr beystanden. Besonders nahm sich eine fromme Frau, die ihre Armuth und ihre Tugend im Stillen bemerkte, ihrer werththätig an. Diese edle Frau beobachtete schon längere Zeit, daß Lina ein kindlich frommes Gemüth, einen stets heitern, fröhlichen Sinn, und dabey schlichten Menschenverstand besaß, und daß sie ungeachtet der dürftigen Nahrung, die sie genießen mußte, doch immer sehr gesund und blühend ausah. Sie rief sie daher zu sich, ließ sie kleiden und unterrichten, und stellte sie in der Folge in ihrem Hause als Wärterinn ihrer kleinen Kinder an.

Freudig nahm Lina dieses großmüthige Anerbiethen an, und befolgte alles genau, was ihr die Herrschaft befahl, ja es verging beynah keine Stunde, in der sie nicht an die Wohlthaten, die ihr nun zugeflossen, dachte; denn sie schätzte diese Frau als ihre größte Wohlthäterinn, die sie auf Erden hatte, und ehrte sie als ihre Mutter. An den Kindern hatte sie ihre größte Freude, sie liebte selbe als wie ihren eigenen Bruder, oder ihre eigene Schwester, und die Kinder hatten sie wieder lieb. Nirgends hielt sie sich lieber auf, als unter den ihr anvertrauten Kindern, und es schmeckte ihr kein Vergnügen, wenn nicht auch die Kinder daran Theil nehmen konnten. Kurz, sie zeigte sich als ein wahres Muster für alle Kinder mädchen. — Sie

dachte wohl daran, daß ihr dasjenige, was der Herrschaft am liebsten ist, daß ihr ihre eigenen Kinder zur Aufsicht anvertraut sind. Sorgfältig hatte sie daher auf selbe Acht und ging nie von ihrer Seite. — Selbst eine Mutter hätte nicht mehr Sorgfalt auf ihre Kinder anwenden können, als Lina auf ihre Untergebenen verwendete. Jeden schönen Tag, besonders des Morgens, führte sie die Kinder an der Hand in die frische Luft, in den Garten, oder auf Wiesen. Da zeigte sie ihnen allerley schöne Blumen, und unterhielt sich mit ihnen auf eine sehr angenehme Art, oft sang sie ihnen schöne Lieder vor, oder erzählte ihnen schöne Geschichten, welche die Kinder gerne hörten; aber nie plauderte sie ihnen alberne, abgeschmackte Dinge von Hexen und Gespenstern vor, wodurch sie nur in Furcht und Schrecken gesetzt worden wären. Sie ließ den Kindern nichts in die Hand nehmen, das ihnen gefährlich werden konnte, und entfernte alles, womit sie sich stechen, oder was sie verschlingen konnten. Am allerwenigsten unterstand sie sich, die Kinder heimlich zu necken oder zu beleidigen, wie es oft boshafte Kindermädchen zu thun pflegen, und dadurch die Kinder zur Bosheit gewöhnen. Mit einem Worte: Sie erkannte die Aufsicht über die anvertrauten Kinder als ein wahres Engelsgeschäft; sie war daher den Kindern in allem ein Muster — ein wahrhafter lebender Schutzgeist. Da sie selbst immer ihre Gedanken auf Gott als die Urquelle alles Guten richtete, so machte sie auch die Kinder bey jeder

Gelegenheit aufmerksam auf das Daseyn und die Güte des höchsten Wesens, den besten Vater aller Menschen.

Am frühen Morgen, wenn sie die Kinder weckte, falteten die Kleinen ihre Hände, blickten gen Himmel, und sie lehrte sie das Gebeth des Herrn mit einer Inbrunst bethen, daß man nur Engel zu erblicken glaubte, wenn man sie im Gebethe begriffen sah. Kam sie mit den Kindern in's Freye, so ging es immer an ein Fragen, wo dieß und jenes herkomme: und als ihnen Lina erklärte, daß Gott alles so schön gemacht habe, sagten die Kinder oft in ihrer Einfalt: »O, der liebe gute Gott ist doch recht brav und geschickt, daß er so viele schöne Dinge gemacht hat!« Für alles, was die Kinder Gutes empfangen hatten, für Speise und Trank, mußten sie dem Geber danken. So war das Gefühl der Liebe und Dankbarkeit gegen Gott den Kindern zur löblichen Gewohnheit geworden.

Sie stößte ihnen auch frühe ein, daß Gott alles sieht, hört und weiß, daß er die guten Kinder belohnt, und die Bösen bestraft. So lernten die Kinder Gott kindlich fürchten, und der Gedanke: »Gott sieht mich, Gott straft mich,« hielt sie von vielem Bösen zurück, und ermunterte sie zu mancher guten That. Sie warnte die Kinder vor schädlichen Pflanzen; allein noch sorgfältiger warnte sie selbe vor Ungehorsam, Eigensinn und andern Kinderfehlern. »Diese,« sagte sie, »sind noch gefährlicher, als die Giftkräuter; sie vergiften die jugendliche Seele.«

Auf diese und ähnliche Weise ward Lina, das schuldlose Kindermädchen, in ihrer kindlich-frommen Einfalt, die Lehrerin hoher Tugend, und ihre Lehren wurzelten tief in die Herzen der noch unverdorbenen Jugend. So kann eine fromme, unschuldsvolle Seele auch im niedern Stande einen Himmel um sich fühlbar machen, der für alles Gold der Erde nicht zu erkaufen ist. Die guten Kinder hingen aber auch ganz an ihr, und liebten sie fast eben so sehr, als ihre eigene Mutter. Sie ging übrigens den Kindern als Muster des schnellsten Gehorsams, der Treue und Verschwiegenheit voran. Was ihr die Herrschaft befohl, das that sie gewissenhaft. Als Kinderwärterin hätte sie oft Gelegenheit gehabt, etwas zu veruntreuen, denn sie war manchmahl bey offenem Schranke ganz allein im Zimmer; aber sie wollte ihr Gewissen rein erhalten, und nicht das geringste Mißtrauen auf ihre Ehrlichkeit setzen lassen.

Die Herrschaft sah ebenfalls ein, daß sie zur Aufsicht ihrer Kinder keine bessere Wahl hätte treffen können; denn die Kinder wuchsen unter ihrer Leitung zur Freude der Aeltern auf, und blühten wie die Rosen. Durch ihre Ordnung, Reinlichkeit und mütterliche Aufsicht blieben sie immer gesund, und wurden stark und kräftig. Auch ihr Geist war aufgeweckt und empfänglich für alles Gute und Schöne.

Man suchte auf alle Weise dieses gute treue Kindermädchen zu belohnen, und ihr Vergnügen zu verschaffen.

Als die Kinder größer wurden, und ihrer Aufsicht nicht mehr bedurften, erinnerten sie sich doch noch dankbar an das Gute, was sie durch Lina erhielten, und liebten sie lebenslänglich. Auch ihre Herrschaft suchte ihr Verdienst zu belohnen, sie behielt sie bey sich, erhöhte ihren Lohn, und versah sie auch immer mit den nöthigen Kleidungsstücken.

Ein Glück für sie war es zugleich, daß ihre Herrschaft ihr gestattete, sich im Schreiben, Rechnen und Lesen in der Sonntagschule selbigen Orts, und im Christenthume in den Gottesdiensten immer weiter zu vervollkommen. Dazu hatte sie ungemein viel Freude, und brachte es hierin auch noch ziemlich weit.

Ihre Treue, Geschicklichkeit und Sparsamkeit war allgemein bekannt, und ein bemittelter Bürgersohn ihres Geburtsortes warb um ihre Hand und nahm sie zur Frau. Die Herrschaft aber, um sich für Lina's Treue erkenntlich zu zeigen, gab ihr am Hochzeitstage eine vorzügliche Ausstattung. —

Lina lebte glücklich und zufrieden, und dankte ihr ganzes Glück der großmüthigen Herrschaft, bey der sie so viele Jahre treu und ehrlich gedient hatte.

5.

Die verborgene Wohlthäterinn.

Vater Jacobs Häuschen ruhte in jenen glücklichen Gefilden, wo die heranwachsende Jugend,

geleitet von der wohlthätigen Hand edler Erziehung, Tage der reinsten Fröhlichkeit dahin lebte.

Seine einzige Freude war Emilie, sein gutes, liebenswürdiges Töchterchen. Acht Frühlinge hatten das holde Mädchen angelächelt, und wie eine aufkeimende Blume stand es da, mit Einfalt und Unschuld geschmückt.

Vater Jacobs heiligste Sorge ging nun dahin, seine gute Emilie in dieser natürlichen Unverdorbenheit nicht nur zu erhalten, sondern ihr frühe die Lehren der Religion und Tugend einzuprägen.

Wenn dann der gefühlvolle Vater an schönen Sommerabenden mit Emilien so einsam da saß im Garten unter irgend einem Apfel- oder Birnbaume, ihr erzählte von den Thaten edel handelnder Menschen, von der Güte des Allvaters im Himmel gegen die Menschen, die er wie seine Kinder liebt; wenn dann der fromme Vater des Mädchens Hand mit den Worten ergriff: »Nicht wahr, gutes Kind, auch du willst in diesem Leben oft die Thränen der Unglücklichen trocken, mit fröhlichen Menschen in Ehren dich freuen, fromm und verständig handeln, um deines Daseyns würdig zu werden?« da stammelte Emilie aus dem Innersten der Seele: »Ja, Vater, das will ich!« Dann blickte der Alte voll Wonne gegen das blaue Gewölbe des Himmels mit dem Gedanken: »Gott segne deine kindlich frommen Vorsätze, und bewahre dich vor den Klauen der Verführung!«

Gestärkt von der süßesten Hoffnung, die

Mühe und väterliche Sorge an Emilien gewiß nicht vergebens angewandt zu haben, ging dann jederzeit Vater Jacob beim Verschwinden der Sonne der Hütte zu. Die Kleine folgte des Vaters Schritten dann stille und nachdenkend, und erwog die trefflichen Lehren desselben in ihrem Herzen.

Eines Tages sprach Vater Jacob zu seiner Emilie: »Heute, gutes Kind, sollst du das Vergnügen haben, unsern Vetter besuchen zu dürfen, und dich bey seinen braven Kindern nach Herzenslust zu ergözen. Ziehe nur deine Feiertagskleider an; eile hin zu dem alten biedern Freund, und bringe ihm meinen Gruß.« — Und mit Welch einem Himmel voll Freude eilte die fröhliche Kleine hin nach Thänenhain zu ihren Verwandten! Der Vetter, ein Freund der Schuldlosen, und selbst Vater von vier wohl-erzogenen Kindern, nahm unsere Emilie sehr gut auf, und verschaffte ihr und seinen Kindern, durch unterhaltende gut gewählte Spiele und andere Ergötzlichkeiten, viel Vergnügen.

Als die Sonne sich bereits dem Untergange neigte, machte sich Emilie wieder auf den Weg, zum Vater nach Hause zurück zu kehren. Der Vetter hieß sie bald wieder kommen, band ihr in das Taschentuch Äpfel, Birnen und andere Eswaren, und steckte ihr noch ein Stück Geld zu. Das Mädchen dankte für Alles, und ging fröhlich durch Felder und Wiesen der väterlichen Wohnung wieder zu.

Der Weg führte sie bey einer hohen Eiche

vorbey, unter welcher ein armer Greis, in ein durchlöcheretes Gewand gehüllt, sanft schlummerte. Ein Päckchen lag neben seinem Kopfe, in welchem einige schwarze Brotrinden sich befanden. Emilie stand stille, als sie ihn erblickte, richtete ihren Blick gegen Himmel, und seufzte:

»O Gott, du bist auch ein Vater der Armen! Wie tröstlich ist das für diesen armen schlummernden Greis!« Sie trat ihm näher und dachte bey sich: Du armer Alter! unser guter Vater da oben läßt den kühlenden Schatten des Eichbaums dir zur Schlummerstätte werden. Zwar ruhen deine müden Glieder nicht in prächtigen Betten, nur im weichen Grase unter Blumen, im Schoße der Erde verbirgt sich dein graues Haupt, und der Eichbaum breitet seine weiten Nester über dich aus, damit die brennende Sonnenhitze dir nicht schade. In diesem erquickenden Schlummer kannst du das Mühselige deines Lebens vergessen. — Deine schwarze Brotrinde da, und deine zerrissene Bedeckung sagen es mir, daß du ein recht armer Mann bist. — Da kann ich dem armen Alten bey dem Erwachen eine fröhliche Stunde verschaffen. Ja, das kann ich, das will ich auch thun.« Ganz leise stellte Emilie die Früchte neben dem Haupte des Alten hin, und ging dann in das sehr nahe gelegene Gebüsch, versteckte sich und wartete das Erwachen des schlummernden Greises ab.

»O,« sprach jetzt Emilie zu sich selbst, »wie wird sich dieser Arme freuen! schon jetzt fühle ich die süße Wonne, wohlgethan zu haben.« In-

deß erhob sich der Alte von seinem Lager, warf einen wehmüthigen Blick der Sonne zu, und sprach mit trauernder Stimme: »Du Sonne, bist Zeuge meines bedrängten Lebens. Wie oft wirst du mein Elend auf's Neue bescheinen? — Wie lange werde ich meinen kränkenden Leib noch herum schleppen, bis mein Geist sich hin-
schwingt an den Ruheort der Erdenpilger, wo auch der fromme Arme Ruhe findet?«

»Ach, käme er doch bald dieser glückliche Zeitpunkt; denn mühselig in dieses Leben für mich Armen! den ganzen Tag irte ich umher vor den Thüren der Reichen, und nur einige schwarze Rinden Brot sind es, die ich erhielt! O so ist denn auch mit diesem Tage die gehoffte Erlösung wieder verschwunden, und wieder verlebte ich einen kummervollen Tag, aus meiner Prüfungszeit rienieden; doch, Herr, dein Wille geschehe.«

Er wischte sich hierbey eine Thräne aus dem Auge, sah auf seinen Bündel hin, und bemerkte zugleich die Früchte, und das daneben liegende Geldstück.

»Was sehe ich?« rief er aus. »O der schönen Gabe! Der gute Gott, der auch des Wurmes im Staube nicht vergißt, führte einen gutherzigen Sterblichen hier vorbey, der sich meines Elendes erbarmte. — Segne du ihn Vater da oben!«

So sprach er mit zum Himmel erhobenen Händen, und Thränen der Freude und des Dankes entstürzten seinen Augen.

Emilie, der kleine Engel, horchte im Gebüſche leiſe auf jedes Wort des Alten. Ihr Herz ſchlug heftig, und ſie freute ſich ihres Wohlthuns. Begierig, das Schickſal dieſes Greiſes näher zu erfahren, ſchlich ſie ſich nach dem Wege hin, der bey der Eiche vorbeiführte, und ging haſtig auf ihn zu, als käme ſie von ungefähr dahin. »Guten Abend, lieber Alter!« ſprach ſie freundlich, »du ſcheiſt aufgeräumt zu ſeyn!« — »Kind,« erwiderte jener, »ich habe Urſache mich zu freuen, denn ſieh nur, während ich hier ſchlummerte, legte Jemand Geld und Früchte neben meinem Haupte hin. O könnte ich ihm danken dieſem edlen Wohlthäter, der im Stillen Gutes wirkt! Könnten ihm doch meine Kinder danken, zu denen ich jezt eile, ihnen dieſes zu bringen! — Gott lohne dieſen unbekanntem Wohlthäter!« — »Haſt du denn auch Kinder, gater Mann?« fragte Emilie. — »Ja, ſie ſind jezt mein,« erwiderte der Greis; »denn wiſſe, ihr Vater war mein Sohn, er aber welkte hin, in der Blüthe ſeiner Jahre, und bald darauf ſein geliebtes Weib, und nun rufen die Kleinen zu mir um Brot, und nennen mich Vater. Für ſie bettelt ich von Thüre zu Thüre, weil ich mit meiner ſchwachen Hand kein Brot mehr verdienen kann. — O, ihr hungernder Blick zerreiſt oft meine Seele! Ich gehe. Dort unter jenem Hügel, in einer Hirtenhütte, erwarten ſie mich.«

Er ging hierauf einen andern Weg ſeiner Hütte zu. Emilie aber ſah eine Weile dem eilenden Greiſe nach, biß er aus ihren Augen ver-

schwand. Ruhig und heiter war ihr Gemüth, wie der wolkenlose Himmel. Thränen der Freude über die gelungene That glänzten auf ihren Wangen, wie im Frühlinge die Thautröpfchen auf dem Weilchen, das nur im Verborgenen seine Wohlgerüche verbreitet.

Mädchen! wollt ihr Emiliens Seelenwonne genießen, o so gehet hin, als ein unbekannter wohlthätiger Engel in die Hütte der Armuth, trocknet die Thränen, stillt die Seufzer der leidenden Menschen, die auch Gottes Ebenbild sind, und eure Freude wird der Seligkeit Emiliens gleichen.

Gehst du, um auch zu sehen,
 Welche Noth den Armen drängt,
 Bleibe nicht beym Anblick stehen,
 Neugier ohne Hilfe kränkt.
 Aber Mitgefühl im Herzen,
 Das kein Sittenspruch dich lehrt,
 Trost und Linderung der Schmerzen
 Machen dich des Himmels werth.

6.

Die brave Schülerinn.

Vor einigen Jahren lebte in einer Stadt, wo sehr gute Anstalten zum Unterricht der Jugend bestehen, ein Mädchen, das sich vor allen ihren Mitschülerinnen sowohl durch ihr musterhaftes Betragen, als auch durch ihre vorzüglichen Fähigkeiten, und durch ihren unermüdeten Fleiß ganz besonders auszeichnete, und unter denselben

als Beyspiel für alle hervor leuchtete. Allein diese edle Blume blühte nicht lange im Garten des Lebens, sie zeigte sich in ihrer schönsten Blüthe, und war reif, für den Herrn des Gartens gepflückt zu werden, um in seinem Gefilde zu prangen. Der Tod entriß sie zu früh aus unserer Mitte, und nur das Andenken an ihre Jugend blieb uns von ihr zurück, um andere zur Nachahmung aufzumuntern.

Ich theile hier, der Wahrheit zur Steuer, die kurze Charakteristik dieser braven Schülerin mit, so wie selbe in dem Censurbuche der Mädchenschule von ihrem vortrefflichen Lehrer (der ebenfalls, leider, nur zu früh, ihr in die Ewigkeit nachfolgte) geschildert enthalten ist. Nur die Bescheidenheit einiger noch lebenden Verwandten verbiethet mir, ihren Nahmen hier ausführlich hinzusetzen.

Anna S**, Bürgerstochter von N**, 13 Jahre alt, war ein außerordentlich sanftes, bescheidenes und gefälliges Mädchen.

Sie zeichnete sich nicht allein durch ihre vorzüglichen Geistesgaben, durch ihren vorzüglichen Schul- und Hausfleiß, sondern auch durch ihr reines, sittliches Betragen vor allen ihren Mitschülerinnen aus; sie liebte stets Ordnung, Reinlichkeit und Arbeitsamkeit; sie suchte jede Gelegenheit auf, die Liebe ihres Lehrers, die ihr über alles galt, immer mehr zu verdienen, die Entziehung derselben würde ihr größter Schmerz, die empfindlichste Strafe für sie gewesen seyn. Uebrigens war sie mit allen ihren Mitschülerin-

nen verträglich, liebte sie wahrhaft schwesterlich, und wurde von ihnen wieder herzlich geliebt, wovon die vielen Thränen an ihrem Sterbe- und Begräbnistage den schönsten Beweis gaben. — Ihre Sanftmuth und alle kindlichen Tugenden, die sich in ihr vereinigten, erwarben ihr mit Recht den Vorzug vor andern, und sie war es werth, die Zierde der Schule genennet zu werden. O möchten doch alle Mädchen ihre schönen Tugenden nachahmen!

Als das gute Mädchen nach einem kurzen Krankenlager fühlte, daß keine Rettung mehr möglich sey, und daß sie bald sterben müsse, bath sie ihre Aeltern zu sich, die ohnedieß selten von ihrem Bette kamen, und redete sie mit schwacher, sterbender Stimme also an: »Liebe Aeltern! Ich fühle es, daß ich euch bald verlassen muß. Der Tod wird früh meinm Leben ein Ende machen, aber betrübet euch darum nicht zu sehr. Glaubet nicht, daß ich den Tod fürchte, wenn ich gleich das Leben liebe. Ich weiß es ja gewiß, daß er meine Seele nicht zerstören kann. Mein Geist wird fortleben, wenn gleich mein Körper in Grabe modert. Ich habe mich immer bemüht, Gottes heiligen Willen mit Freuden zu erfüllen, mit Freuden nehme ich auch jetzt den Ruf an, zu ihm zu kommen. Er ist der Vater aller Menschen. Weinet nicht — und seyd nicht traurig; wir trennen uns zwar auf kurze Zeit; aber der, der den Funken hier auslöscht, kann ihn dort wieder anzuknden. Wir werden uns wieder sehen, und mit allen frommen Seelen ewig bey dem freuen,

der uns in dieses Erdenleben rief. — Daß ich zu dieser Einsicht gekommen bin, das verdanke ich euch, liebe Aeltern! und meinem Lehrer, dem ihr mich zum Unterricht anvertraut habt. — Dank, tausend Dank für die schönen Lehren, für die Mühe und Sorgfalt, die ihr auf meine Bildung verwendet habt! Verzeihet auch, gute Aeltern, wenn ich euch durch Unfolgsamkeit oder andere jugendliche Fehltritte beleidigt habe.« Die Aeltern konnten lange vor Weinen und Schluchzen kein Wort hervorbringen. Nach einer Weile rief der Vater mit Wehmuth: »Gutes Kind! du warst ja immer unsere Freude.«

Auf gleiche Weise nahm die sterbende Kleine von ihren Geschwistern Abschied, und ließ auch ihre Mitschülerinnen grüßen, dem Lehrer aber noch besonders danken. —

Als sich Abends die Stunde des Todes näherte, rief sie noch sterbend aus: »Ich gehe nun zu meinem Vater im Himmel, ich werde ihn sehen, und bey ihm wohnen dürfen!« Hier stockte ihre Stimme, es brach ihr Auge, und der Tod:engel hatte ihren sanften Geist von dieser Erde weggenommen. Alle, die gegenwärtig waren, warfen sich auf die Leiche hin, und benezten sie mit Thränen. — »Laßt sie nun ruhen, unsre brave Anna,« sprach endlich der Vater. »Sie ist nun Erde, und ihr schöner Geist glänzet vor Gottes Thron, als ein Engel; denn sie war ja gut im Leben, und ist nun des ewigen Lohnes guter Kinder werth. — »Ja gut war sie,« rief die Mutter mit Wehmuth, »und eben darum, weil

sie so fromm lebte, starb sie auch so ruhig und gelassen.« —

Wollet ihr, liebe Kinder, einst eben so selig sterben, wie diese brave Schülerinn, so lebet auch eben so fromm und tugendhaft wie sie. —

Am Grabe wurde ihr von einer ihrer Mitschülerinnen folgende Trauerrede gesprochen, die nur durch häufige Thränen und lautes Weinen der Anwesenden oft unterbrochen wurde.

Empfindungen am Grabe unserer guten Mitschülerinn.

Ein hartes, bitteres Loos hat uns heute hier an diesem Grabe versammelt. So eben senkt man die Hülle unserer verehrten, geschätzten und allgeliebten Mitschülerinn Anna S** in das dunkle Grab. — Demüthig und dankbar wollen wir die Fügungen des Vaters im Himmel anbeten, aber auch zugleich dem glühenden Schmerz über den Verlust unserer guten Mitschülerinn h'ier an ihrem Grabe Luft machen, und ihr die letzte Ehre erweisen. Ja, ihr Lieben! weinet nur. Diese Thränen, die an ihrem Grabe fließen, sind das schönste Monument, das wir ihr setzen können, denn sie war edel und gut, sie war die Freude und der Stolz ihres Lehrers, sie war unser lebendes Vorbild im Guten, das Muster der ganzen Schule, — vor einigen Tagen noch eine aufblühende Rose, und heute, ach! schon so früh entblättert und verblüht! — Sie gab uns stets das schönste Beyspiel zur Nachahmung durch unermüdeten Fleiß, durch rastloses Bestreben, ihrem hohen

und schönen Berufe entgegen zu wachsen, und uns alle zur Nacheiferung auf der Bahn der Tugend, auf der sie muthig voranging, aufzumuntern. — Guter Gott! welche Hoffnungen liegen mit ihr begraben! — Wir wollen jedoch nicht murren über des Himmels Fügungen, sie sind alle weise und gerecht.

Du gute, fleißige Schülerinn, du hast uns früh verlassen auf dieser Welt, wo uns noch so manche Gefahren drohen. Dein Beysp:el soll uns daher stets laut aus dem Grabe zurufen, und uns aufrecht halten, wenn wir fehlen. —

Deiner wollen wir nie vergessen, nie der Tugend, in deren Geleite du jetzt vor Gottes Thron als ein Engel glänze! — Lächle auf uns herab, holder, verkürter Engel, die wir hier um deinen Verlust trostlos weinen. — Dem Fleiß, dein sittliches Betragen haben dich vor allen deinen Mitschülerinnen ausgezeichnet. Du warst im Leben die Beste unter uns. Dieses Zeugniß geben wir dir noch im Tode. Nimm hin diesen verwelklichen Kranz! (Hier ward ihr der gekrönte Ehrenpreis, den sie als gerechte Auszeichnung im Leben verdient hatte, in's Grab mitgegeben.) Wir zieren dich damit noch im Grabe. — Ein unverwelklicher harret deiner jenseits. — Das Andenken an dich soll stets in unserm Herzen leben. Wir geloben dir an deinem Grabe, deinem Beyspiele zu folgen; du sollst uns Muster seyn und bleiben. — Lebe wohl, ewig! Es gibt ein Wiedersehen! Ja, wiedersehen werden wir

dich alle, und wir wollen so leben, daß wir dich mit Freuden wiedersehen können!

Ach, es war Dir in der Erde Lüften
 Viel zu rauh, d'rum welktest Du so früh;
 Doch im Himmel sollst Du blüh'n und düften,
 D'rum pflückte Dich der Tod so früh.
 Schlumm're, Mädchen! Wehmuth, Sehnsucht, Kum-
 mer

Blickt Dir unser weinend Auge nach;
 Schlumm're, Gute! und erwach' vom Schummer
 An der Allvollendung großem Tag.

7.

Muster eines wohlthätigen Menschen.

In Frankreich lebte vor ungefähr zwey hundert Jahren ein Mann, dem das Wohlthun zur andern Natur geworden war. Er suchte selbst die Unglücklichen mit eben dem Eifer auf, mit dem man heut' zu Tage gewöhnlich nur Glücklichen entgegen eilt, und das Wenige, das er besaß, war zugleich das Eigenthum der Dürftigen.

Oft reisete dieser wohlthätige Mann bloß in der edlen Absicht umher, Menschen zu suchen, die seiner Hilfe bedürftig wären. Einst fand er im Hafen zu Marseille unter den Galeeren-Sclaven einen jungen Mann, der sich durch seine sanfte Gesichtsbildung vor allen übrigen sehr unterschied.

»Mein Freund!« fragte er ihn in einem freundlichen, milden Tone, »wie bist du zu diesem Elende gekommen?«

»Ach,« erwiderte der junge Mann mit einem

tief geholten Seufzer, »nicht so fast mein jammervoller Zustand als das Unglück meiner Familie liegt mir schwer auf dem Herzen.«

»Wie so?« sprach der edle Menschenfreund, der den innigsten Antheil an dem Kummer dieses Unglücklichen nahm. »Sprich aufrichtig mit mir; vielleicht finde ich Mittel, dein Elend zu lindern.« Diese herzliche Theilnahme flößte dem armen Unglücklichen Muth ein, sich ihm zu entdecken.

»Ich bin,« sagte er, »der Sohn eines Pächters, eines braven, rechtschaffenen Mannes. Einst ließ ich mich durch das Beyspiel einiger Freunde verleitn, in dem Gebiethe einer benachbarten Herrschaft zu jagen. Wir hatten, als wir entdeckt wurden, das Unglück, einen Jäger des Grafen, der sich unserm Vorhaben widersetzte, beynabe zu tödten. Kurz, die Obrigkeit bemächtigte sich meiner; man warf mich in's Gefängniß, und verurtheilte mich endlich zur sechsjährigen Galeeren - Arbeit. Meinen armen Vater tödtete der Schmerz, als er diese Nachricht erhielt, und mein weniges Vermögen ging über dem Prozeß zu Grunde; denn man wandte alle Mittel an, um mich dieser schimpflichen Strafe zu entziehen; allein vergebens. Um meine Verzweiflung auf's Höchste zu treiben, mußte ich vor Kurzem erst erfahren, daß mein Weib und meine Kinder noch vor Gram und Elend umkommen werden, weil meine Arme ihnen fehlen, um sie zu ernähren. Wie wollte ich so gerne arbeiten, wenn ich bey ihnen wäre! Nun müssen sie vielleicht Hunger sterben!«

Ein Strom von Thränen stürzte bey diesen Worten über seine Wangen herab, und sein Schluchzen erstickte seine Stimme.

»Du bist wahrhaft unglücklich,« sprach der sehr gerührte, mitleidige Mann. »Zwar hast du gefehlt; aber jetzt ist die Zeit nicht, dir deinen Fehler vorzuhalten. Ich sehe ein, daß du dein Vergeben bereuest, und für die Zukunft noch ein nützlicher Mensch werden kannst. Laß uns also darauf denken, wie deine Lage gebessert werden kann, denn sie geht mir sehr zu Herzen. Sage mir also, wenn sich jemand fände, der für dich bey der Galeere arbeiten würde, könntest du dann deine Freyheit erhalten?«

»Ganz sicher, mein Herr,« antwortete der Sträfling; »aber wo auf der Erde fände sich der Mensch, der ohne Schuld dem nahmenlosen Elende sich freywillig Preis geben möchte! — Gewiß nirgends! — Noch habe ich drey Jahre in dieser Qual zu verbleiben. Wie werde ich es aus- halten können? Und doch habe ich keine Erlö- sung früher zu hoffen!« Der gefühlvolle Reisen- de ließ ihn nicht ausreden. Er eilte zu dem Befehlshaber, dem die Aufsicht über die Galeeren- Sclaven anvertraut war. — »Mein Herr!« sagte er, »lassen Sie diesen unglücklichen jungen Mann frey, lassen Sie ihm seine Ketten abnehmen; hier sind meine Hände, ich will sie tragen, ich will für ihn die noch übrige Zeit der Strafe aus- halten.«

Der Befehlshaber erstaunte über diesen edel-

müthigen Antrag, und machte ihm anfangs einige Einwendungen.

»Ich weiß alles,« entgegnete der Fremde, »weiß, daß ich mich in den Augen der Menschen entehre; aber Gott allein bestimmt die wahre Ehre; sein Urtheil wird für mich sprechen. Dieser junge Mann hier ist seinem Weibe und seinen Kindern nöthig. Ich will für ihn die Kette tragen!« — Was heut zu Tage schwerlich bewilligt werden würde, das ging damahls, als noch weniger strenge Ordnung in den öffentlichen Anstalten herrschte. Kurz, der Slave wurde freigelassen, und der bewunderungswürdige Menschenfreund, wie es wenige seiner Art geben wird, ward in Ketten gelegt, die für ihn eine leichte Bürde waren, weil er dadurch einer Familie ihren Vater wieder schenkte.

Anfangs schien selbst dem Befreyten diese großmüthige Bedingung seiner Freylassung ein bloßer Traum, und er wollte es kaum zugeben; nur der Gedanke, du kannst dadurch Weib und Kinder vom Hungertode retten, konnte ihn bewegen, einzuwilligen.

Dieser seltene Mann blieb die ganze Zeit über auf den Galeeren, suchte auch Andern durch Trostgründe der Religion ihre schwere Bürde zu erleichtern, war gleichsam der Vater der übrigen Galeeren = Slaven, und brachte deren viele zur Reue und zur Tugend zurück. In der Folge suchte dieser große Menschenfreund durch mehrere wohlthätige Anstalten die Menschen zu beglücken. Ihm verdanken viele Tausende eine

schöne Stiftung für unglückliche Waisen und für arme Kranke. Sein Name ist Vincent de Paul.

Als man nach seinem Tode bey dem Papste um seine Heiligsprechung anhielt, fragte der heilige Vater: ob er auch ein Wunder gethan habe? Man beantwortete seine Frage mit der rührenden Geschichte des Galeeren-Sclaven. Da rief er aus, »Man baue ihm Altäre.«

8.

Der arme, verlassene Waife.

In den Zeiten des lezt verfloffenen französischen Krieges, der überall so traurige Spuren des Elendes hinterließ, wanderte auch ein armer Knabe, der seine beyden Aeltern, und mit ihnen alle Unterstützung verloren hatte, in der ihm unbekanntem, weiten Welt traurig und verlassen umher, und kam endlich in eine Gegend, in welcher ein ansehnlicher, und in frühen Zeiten sehr bemittelter Mann wohnte, der aber durch die Unheile des Krieges vieles von seinem Vermögen verloren hatte. Um sich und seine Familie zu erhalten, mußte er öfters Geschäfte in einer benachbarten Stadt verrichten, die ihm und den Seinigen hinreichenden Unterhalt verschafften.

Eines Abends, als eben der Vater wieder in der Stadt war, und die schöne Witterung zu einem Spaziergange einlud, begab sich die Mutter mit ihren Kindern in das freye Feld hinaus,

um denselben Bewegung und Erholung zu verschaffen. Munter und froh sprangen die Kinder um sie herum, und freuten sich herzlich des herrlichen Abends. Eben ging die Sonne hinab, und ihre glänzenden Strahlen vergoldeten alles rings umher.

Die gefühlvolle Mutter machte die Kinder aufmerksam auf diese prächtige Erscheinung, die so viele Tausende ungerührt ansehen. Die Herzen der Kinder wurden bewegt, sie freuten sich, und priesen laut den Schöpfer in seinen Geschöpfen.

Schon wollten sie von ihrer Abendunterhaltung nach Hause kehren, da erblickten sie nahe an einem kleinen Gehölze, unfern des Weges, den sie gingen, jenen unglücklichen Knaben. Er saß unter einem Baume, nagte an einer schwarzen Brotrinde, und die Thränen, die von seinen Wangen fielen, benetzten sein schmales Mahl. Schon in der Ferne konnten sie von seinen zerrissenen Kleidern und seinem übrigen Aussehen auf seine drückende Armuth schließen. Sie traten ihm näher und bemerkten, daß er weinte. »Was mag doch dem armen Knaben dort fehlen, daß er so weint?« fragte eines von den Kindern die Mutter. Die herzengute Mutter ging darauf selbst zu ihm hin, und redete ihn freudlich an: »Warum weinst du, Kind! Fehlt dir etwas?« »Ach,« antwortete der Knabe in einem wehmüthigen Tone, »ich muß wohl weinen, denn mir fehlt Alles!« — »Bist du arm, guter Junge?« rief der Jüngere von den Kindern, ganz ge-

rührt. »O,« erwiderte er, »ich bin wohl ärmer als arm!« — »Wer sind denn deine Aeltern?« fragte die Mutter wieder. Mit einem tief gehaltenen Seufzer antwortete der Knabe: »Ach, mein Vater ist längst gestorben, und meine Mutter ist weit mit mir hierher gekommen, um einen Verwandten aufzusuchen, der sich in dieser Gegend befinden soll, den wir aber noch nicht erfragen konnten. Meine Mutter!« fuhr er fort, »war äußerst ermüdet von der weiten Reise, wurde dort im nächsten Dorfe krank, und starb vor einigen Tagen.« — Eine Thräne nach der andern entfiel bey diesen Worten seinen Augen, und selbst die gerührten Kinder weinten mit ihm. »Armer, verlassner Knabe,« sagten sie, »was soll wohl jetzt noch aus dir werden? — Du dauerst uns. O, es ist doch ein unaussprechlich großes Glück für uns Kinder, daß wir unsere Aeltern noch haben!«

Mit Thränen im Auge sprach dann der gute Junge weiter: »Gerne wollte ich arbeiten, selbst zum Viehhüthen wollte ich mich verdingen, aber kein Mensch will sich meiner annehmen, Niemand mich behalten; überall weist man mich mit den rauhen Worten zurück: Gehe hin, woher du gekommen bist. — Nun weiß ich aber nicht, woher ich gekommen bin, noch wohin ich gehen soll, da ich ganz allein, und von aller Welt verlassen bin.«

Der arme Knabe seufzte heftig, als er dieses erzählte, und selbst die Mutter war von seinem Schicksale bis zu Thränen gerührt. Die Kinder

fasten mittheilsvoll die Mutter bey der Hand, und bathen flehentlich, daß sie doch den armen Jungen mitnehmen möchte. Die gute Mutter besann sich nicht lange, und sagte dann zu ihm: »Willst du mit uns kommen, Kleiner? Du kannst einige Tage bey uns verbleiben.« — »Von Herzen gern,« rief der Knabe voll Freude aus. — »Hab' ich doch immer gehört, wo die Noth am größten, ist die Hilfe am nächsten, und wirklich trifft das auch bey mir hier ein!« — Die Kinder umgaben hierauf den Knaben, und brachten ihn nach Hause. Sie bathen hierauf die Mutter, daß sie ihnen erlauben möchte, dem armen, kleinen Waisen einige Kleidungsstücke von den übrigen geben zu dürfen, weil die seinigen sehr zerrissen und abgenüßt waren. Die Mutter freute sich über das Mitleid, welches die guten Kinder in ihren Herzen hegten, und sie erlaubte es ihnen. Die Kinder holten dann einige Kleider, und halfen sie ihm anziehen.

Die Mutter brachte indeß dem armen Knaben eine warme Suppe, die er mit großem Appetit verzehrte. Die Kinder, und selbst die Mutter, hatten inniges Wohlgefallen, als sie sahen, wie trefflich es dem hungrigen Jungen schmeckte, und wie er dann mit Thränen des Dankes seiner Wohlthäterinn dankte. — Man unterhielt sich noch lange mit dem fremden Knaben, und brachte ihn endlich in ein gutes Ruhebett, wie er es auf seiner weiten Reise noch nie gehabt hatte.

Die Kinder verabredeten sich, am andern Morgen den Vater bey seiner Rückkehr zu hit-

ten, daß er sich des armen Knaben erbarmen, und ihn annehmen möchte. Dieß geschah auch. Als der Vater von der Stadt zurück kam, führte die Mutter ihm den Knaben vor, und erzählte ihm, was vorgefallen war. Auch die Kinder bathen ihn einstimmig, daß er denselben behalten möchte. »Lieber Vater!« sagte das Eine, »behalte doch den armen Knaben. Er hat seinen Vater und seine Mutter verloren, und hat Niemanden, der sich seiner annimmt. Gern wollen wir unser erspartes Geld beytragen. Du hast uns ja selbst gelehrt, man müsse sich der Verlassenen annehmen.«

Der Vater antwortete darauf: »Gewiß, ich behielte ihn gern; aber ich muß erst überlegen, ob ich ihn auch ernähren kann. Ihr wißt ja selbst, daß ich im Kriege durch den Feind um unser Bestes gekommen bin. Dann muß ich erst Kunde einziehen, ob es auch ein guter Junge, und unserer Unterstützung würdig ist.« »O gewiß,« sprach ein Zweytes, »er ist ein herzensguter Junge, laß ihn nur bey uns, lieber Vater! Wir wollen sogar weniger essen, unsere Kleider mehr als je schonen, und ihn wie unsern Bruder halten.« — »O Vater!« rief das Jüngere von den Kindern, »wenn der arme Waise wieder in die weite Welt hinaus soll, ohne zu wissen, wo er hinkommt, so gräme ich mich über ihn zu todt.« — Der Vater, dem das innige Mitleid seiner Kinder überaus gefiel, war gerührt, und sagte: »Habt Geduld, Kinder! will mit der Mutter erst überlegen, was hier zu thun sey.«

Er nahm hierauf den Knaben auf die Seite, erkundigte sich genau nach seinem Nahmen und dem ehemahligen Aufenthaltsorte seiner Aeltern, und erfuhr von ihm, daß er von gebildeten, aber durch den Krieg verarmten Aeltern aus der Rheingegend, und zwar von Maynz, wo der Feind alles zerstörte, zu Hause sey, Gottfried Mathis hiesse, und einen Verwandten in dieser Gegend habe, den er mit seiner guten Mutter aufsuchen wollte, aber nun nach ihrem Tode weder den Ort, noch den Nahmen dieses Anverwandten wüßte. — Lange noch unterhielt sich der Vater in Beyseyn der Mutter mit dem kleinen Gottfried, und erforschte von ihm Verschiedenes. Darauf tröstete er ihn, und versprach ihm, redlich für seinen Unterhalt ferner zu sorgen, wenn er sich gut betragen, und zu verschiedenen kleinen Geschäften gebrauchen lassen würde. Unter dieser Bedingung durfte er im Hause bleiben. Wie sich der arme, vorher so verlassene, und nun so gut versorgte Junge darüber freute, läßt sich nicht beschreiben. Den Kindern aber trug der Vater auf, ihn wie einen Bruder zu lieben. Diese versprachen mit Freuden alles, was der Vater forderte, und hielten auch in der Folge ihr Versprechen, das ihnen gar nicht schwer wurde. Der neue Bruder war dankbar gegen die Aeltern, gefällig gegen die Kinder, und Alles hatte ihn lieb.

Der kleine Gottfried war bereits sieben Monathe in diesem Hause, da kam von ungefähr ein Besuch von einem Freunde, den der Vater

oft eingeladen, und schon lange erwartet hatte. Freudig war das glückliche Wiedersehen, und es flossen Thränen der Freundschaft und der innigsten Wonne; denn sie hatten sich von Jugend auf herzlich lieb, und sahen sich lange nicht mehr.

Herr von Blumenfeld, (so hieß der Fremde) hatte auch seine Frau, (eine geborne Mathis bey sich, und das Fest ward dadurch noch vergrößert.

Als man sich vom Saumel der Freude des Wiedersehens erholt hatte, unterhielt man sich mit den Kindern. Da die Fremden den kleinen Gottfried erblickten, fragten sie: ob auch dieser zur Familie gehöre? Der Vater erzählte hierauf die Geschichte dieses unglücklichen Knaben, den er aus Mitleid aufgenommen hatte.

Innigst gerührt von dem traurigen Schicksale dieses Kindes, fragte die Frau von Blumenfeld den Kleinen um seinen Namen, und erfuhr von ihm, daß er Gottfried Mathis heiße, und von Maynz gebürtig sey. — Die Aehnlichkeit des Namens, der Aufenthaltsort des Knaben, und selbst die Gesichtszüge, die mit den Zügen ihres Bruders ähnlich waren, ließen die Frau von Blumenfeld nicht ohne Grund vermuthen, daß dieser arme Waise wohl gar ein Sohn desselben Bruders sey, der vor zwanzig Jahren von seinem Vaterorte weg auf Reisen ging, und von dem sie seit dieser Zeit nichts weiter erfahren konnte, als daß er sich in den Gegenden am Rhein niedergelassen und in seinem Familienkreise wohl befunden habe. »Es ist al-

terdings möglich,« setzte der Vater bey, »daß dieser hilflose Knabe der Sohn Ihres nunmehr seligen Bruders sey, der im letzten Kriege durch die feindlichen Verheerungen um all seine Habe gekommen und vor Kummer gestorben seyn könnte.«

»Wenn das so ist,« fuhr Herr von Blumenfeld fort, »so kommt wohl uns, als nächsten Verwandten, vor allem die Pflicht zu, uns des armen Kindes anzunehmen und zu versorgen.« — Sie nahmen von der Stunde an den Knaben zu sich, und ließen ihn in allem Nöthigen unterrichten. — Gottfried schied mit Thränen des Dankes von seinem ersten Wohlthäter und den liebevollen, mitleidigen Kindern, denen er sein Glück zu verdanken hatte. Er lernte fleißig, und machte durch seine Aufführung seinen Verwandten, die ihn an Kindesstatt annahmen, viele Freude. Als er erwachsen war, und seine Geschäfte treu führte, setzte ihn Herr von Blumenfeld zum Erben seines Vermögens ein, welches er auch nach dessen Tode an sich brachte, und durch gute Verwendung desselben stets zufrieden und glücklich lebte.

9.

Der ungerathene Sohn, oder so geht es, wenn man in der Jugend verzärtelt wird.

Herr von Sch — — in M. — wurde allgemein für einen sehr reichen, und dabey sehr biedern Mann gehalten, und er war es auch

wirklich. Er, der Sohn eines armen Bürgers, hatte sich durch Fleiß und Talente aus seiner Dürftigkeit zu einer großen Wohlhabenheit empor geschwungen, und sich so ausgezeichnete Verdienste um das Land erworben, daß der Landesfürst sich bewogen fühlte, ihm die Adelswürde zu ertheilen. Er vermählte sich mit der Tochter eines sehr reichen Mannes, und vermehrte dadurch noch ungemein sein Vermögen.

Sie hatten einen einzigen Sohn, den sie schon von der Wiege an über alles liebten, und es lag ihnen nichts mehr am Herzen, als ihn zu erhalten. — Dieß wäre gut und löblich gewesen; allein die allzusorgfältige Mutter that viel zu ängstlich mit ihrem Kinde, und schadete ihm dadurch mehr, als sie ihm nützte. —

Allois, so hieß der Knabe, ward schon in den ersten Jahren immer sehr gehalten, und selten der freyen Luft ausgesetzt. Er schlief nur in weichen Pflaumbetten, man wusch ihn nur mit warmem Wasser, und wenn das Wetter etwas unfreundlich war, durfte er ja das Zimmer nicht verlassen. Man gab ihm nur lauter zarte, süße Speisen, und täglich Wein, Caffeh und Zuckerwerk, so viel er nur wollte.

Schien er sich nicht ganz wohl zu befinden, so mußte er sich gleich zu Bette legen, sehr warm halten und Arzeneyen nehmen. Der Kleine durfte keine dem Körper gedeihliche Bewegung machen, weil man glaubte, daß sie ihm leicht schaden könnte, und vor jeder Anstrengung mußte er sich hüten.

Was war die Folge davon? — Alois wurde immer schwächer, sah blaß aus, wie eine Leiche, und war oft krank. Dabey war er fast immer traurig und mürrisch, nur selte schien er freundlich und heiter werden zu wollen, aber bald wurde er wieder in sich gekehrt und mißmuthig. Er war äußerst empfindlich und reizbar; jeder Scherz beleidigte ihn; jedes Lüftchen, das ihn anwehte, war ihm zuwider, und über die geringste Kleinigkeit konnte er sich ärgern. Kurz, der Knabe wurde schon von Jugend auf verzärtelt, und war daher in der Folge sehr unglücklich. Wer ihn sah, dachte bey sich: das ist ein armseliges Kind. Auch die Aeltern selbst waren oft betrübt, wenn sie ihr Kind anblickten, während sie andere Kinder gesund und munter sahen. Wohl sah es der Vater ein, daß diese Siechheit des Kindes von der allzugroßen Zärtlichkeit, die man darauf verwendete, herkomme. Er rieth daher: man sollte den Knaben öfters frische Luft genießen lassen, und ihn in allen Stücken mehr abhärten, nicht verzärteln; allein dieser gutgemeinte Rath war nicht immer angenommen, und von der allzuängstlichen Mutter sogar verworfen, weil sie glaubte, ihr Kind könnte dann krank werden, oder gar sterben.

Noch ehe Alois sein zehntes Jahr erreichte, waren ihm beyde Aeltern durch den Tod entrissen.

Zwar hinterließen sie ihrem Sohne bey ihrem Hinscheiden ein großes Vermögen, welches größten Theils auf Gütern anliegend war, und man

hielt die daraus fließenden Interessen für eine nie zu versiegende Quelle. —

Der Knabe war der Aufsicht eines Verwandten übergeben, der mehr das Vermögen desselben als seine Erziehung in Anspruch nahm.

Dem Jungen wurde viel von seinem Vermögen vorgeplaudert, und er wählte sich berechtigt, auch nichts weiter lernen zu dürfen, weil er von reichen und adeligen Aeltern abstammte. Er wuchs also auf ohne Bildung und Unterricht. Schwach am Leibe und schwach am Geiste war er zu nichts fähig. Niemand achtete ihn, weil er nichts verstand, und in allem sehr ungeschickt war. Er glich einer verzärtelten Treibhausfrucht, die in freyer Luft nicht bestehen kann. —

Durch mehrere verheerende Kriege und andere Unglücksfälle kam sein Vermögen so herab, daß er kaum seinen Unterhalt mehr bestreiten konnte. Er ging zu seinen Freunden und Verwandten, und hoffte von diesen Unterstützung; allein wie täuschte er sich. Die ihm vorher im Glücksstande geschmeichelt hatten, verspotteten ihn jetzt im Unglück. Weil er in seiner Jugend nichts gelernt hatte, und also nichts verdienen konnte, so war er jetzt ärmer, als ein Bettler; denn Niemand hatte Mitleid mit ihm.

Alois sah sich in diesem traurigen Falle genöthiget; seine Zuflucht zu Landleuten zu nehmen, die ihn hin und wieder zum Viehbüthen annahmen. Hier mußte er mit geringerer Kost und zerrissenen Kleidern zufrieden seyn. Der Grasboden war sein Lager, der freye Himmel

sein Obdach. Wer ihm ein schwarzes, schimmlichtes Stücklein Brot schenkte, dem dankte er als seinem größten Wohlthäter. Oft weinte er über sein trauriges Schicksal, und bereuete es tausend Mal, daß er in seiner Jugend nichts gelernt hatte, wodurch er sich selbst erhalten könnte. Bey dieser elenden Lebensart konnte er um so weniger gesund seyn, als er vorher nur im Ueberfluß verzärtelt wurde; er war daher immer sich und krank. Nach langem Herumschwärmen auf dem Lande kam Alois wieder in seine Vaterstadt zurück, wo er von seinen Verwandten einige Unterstützung hoffte; allein Niemand gewährte ihm diese. Man suchte sich überall seiner, als eines lästigen Bettlers, los zu werden, und untersagte ihm allen ferneren Besuch. In dieser kummervollen, äußerst betrübten Lage sah er sich endlich genöthiget, als Soldat sich anwerben zu lassen. Hier lebte er einige Monathe kümmerlich von dem geringen Solde eines gemeinen Mannes, bis er endlich, ungewohnt der Strapazen und vor Kummer und Reue, in eine gefährliche Krankheit versiel. Er wurde in das Lazareth gebracht, wo er auch, des Lebens müde, seinen Geist aufgab. Sterbend bestätigte er noch die Wahrheit des Spruches:

Die in Jugend das Lernen scheuen,
Werden es im Alter bereuen.

Jugendlicher Leichtsinn, oder die unglückliche Reise nach Amerika.

August war der Sohn eines bemittelten Bürgers in P—. Er hatte einen redlichen, aber sehr strengen Vater, der ihn beständig zur Arbeit und Ordnung anhielt, und ihm nur selten ein Vergnügen erlaubte, weil er dafür hielt, daß es jungen Leuten sehr heilsam sey, wenn sie frühzeitig dazu gewöhnt würden, anhaltend zu arbeiten, und es sich sauer werden zu lassen, damit sie nicht hernach den Muth verlieren, wenn sie die Mühseligkeiten ihres Berufes ertragen sollen. — Der Vater hatte auch vollkommen Recht; allein dem August wollte diese ernste Erziehung nicht behagen. Er beklagte sich daher bey seinen jungen Freunden, die nicht so strenge erzogen wurden, daß es bald nicht mehr auszuhalten sey, sein Vater ginge einmahl zu hart mit ihm um; den ganzen Tag habe er keine ruhige Stunde, bald werde er ausgeschiedt, bald müsse er in der Werkstätte arbeiten, und was ihm noch am schwersten ankomme — sogar an Sonntagen lernen, damit er nur keinen Augenblick ausruhen könne. Seine Kameraden waren auch thöricht genug, ihm in den Kopf zu setzen, daß der Vater zu strenge mit ihm verfare, und er nicht nöthig habe, sich das noch länger gefallen zu lassen, da er der Zuchttruthe schon entwachsen sey. »Du kannst ja,« sagten sie, »auf diese Art deines Lebens gar nicht froh

werden, da du nicht einmahl des Sonntags hingehen darfst, wohin du willst.«

»Wenn ich an deiner Stelle wäre,« sagte ein anderer, »ich machte es, wie es schon viele gemacht haben, und ging hinaus in die weite Welt. So hat schon mancher sein Glück gemacht, und erst kürzlich las ich in einem Buche von einem Manne, der auf diese Art in Amerika zu großem Reichthum gekommen ist. Du wärest ein Narr, wenn du dich länger so quälen ließest.« — Nur einer aus ihnen stimmte dem bösen Rath nicht bey und sagte: »Nein, August! folge du deinem Vater, und bleibe bey ihm, er meint es gut mit dir. Halte die kurze Zeit der Prüfung noch aus, und du wirst noch frohe Tage bey ihm erleben. Denk an den Spruch: »Bleibe im Lande, und nähre dich redlich.« Allein August, dem die Prüfungsjahre zu lange dauerten, gab den thörichten Ueberredungen der bösen Gesellen mehr Gehör, als dem vernünftigen Rathe seines wahren Freundes. Er ging immer mit dem Gedanken um, seinen guten Aeltern heimlich zu entlaufen. Da er sich etwas Geld erspart hatte, so meinte er, es sey nicht möglich, daß er hiebey Noth leiden könne; dazu hoffte er sich noch durch Arbeit etwas zu verdienen.

Eines Tages machte er sich in aller Frühe mit seinem kleinen Geldvorrathe auf den Weg, ohne von seinen Aeltern Abschied zu nehmen. Er ging, jedoch nicht ohne Herzklopfen, aus dem väterlichen Hause, denn er fühlte es, daß er sich an den Aeltern sehr versündige. Indes

beruhigte er sich bald durch die eitle Hoffnung, daß er sein Glück machen, und dann sehr leicht Vergebung erhalten könne. Er wanderte einige Tage fort, und erschrak nicht wenig, als er bemerkte, daß seine Barschaft zu Ende ging. Er versuchte es nun, bey guten Leuten unterzukommen; allein überall wies man ihn ab, theils, weil er sehr unordentlich aussah, theils, weil er schwächlich und zur Arbeit untüchtig war. Dennoch setzte August seine Wanderschaft fort, denn er schämte sich eben so sehr vor seinen Cameraden, als er sich vor seinen Aeltern fürchtete, wieder nach Hause zurück zu kehren. — Der Hunger zwang ihn sogar, einen Bauern zu bitten, daß er ihn in seine Dienst nehmen möchte, und der Bauer war auch dazu bereit, und nahm ihn an; allein August sollte hier allerley schwere Arbeiten verrichten, und bekam dabey so schlechtes Essen, daß er unmöglich lange aushalten konnte. An einem Sonntage ging er in die nächste Stadt. Hier traf er mehrere Werber, die für Geld junge Leute zum Soldatenstande anwerben sollten. Diese machten sich mit ihm bekannt, ließen ihm mehrere schöne, blankte Thaler sehen, und versprachen ihm goldene Berge, wenn er sich anwerben lassen und mit ihnen ziehen wollte. Augusten gefiel dieser Antrag, ja, es war ihm sogar erwünscht, denn er glaubte, dadurch seines lästigen Herumwanderns los zu werden, und eine hinlängliche Versorgung zu erhalten. Er willigte also ein, ward von der Stunde an Soldat, und zog mit ihnen an einen Werbeplatz,

wo schon mehrere angeworbene Rekruten sich vorfanden. Anfangs war August mit seinen Kameraden sehr aufgeräumt; als aber das Handgeld, welches er erhielt, verzehrt war, und er nur geringen Sold bekam, da wurde sein froher Sinn betrübt. Noch mehr aber wurde er niedergeschlagen, als er erfuhr, daß alle neu Geworbenen an England verkauft, und dazu bestimmt seyen, auf Schiffen über das große Weltmeer gebracht zu werden, um im Kriege gegen die Nord-Amerikaner zu kämpfen. O wie schmerzlich fühlte er jetzt sein Vergehen, als er zur Besinnung kam, und sein künftiges Elend recht vor Augen sah. Wie gerne wäre er nun zurückgekehrt zu seinen Aeltern! Er wollte sogar heimlich entweichen; allein alle Hoffnung zur Flucht war vergebens; denn alle wurden sorgfältig bewacht. Als es Zeit zum Aufbruche war, wurde er mit den übrigen Rekruten eingeschifft, und man fuhr hinaus in den unübersehbaren Ocean. Auf dieser weiten Reise mußte er vieles Ungemach erdulden, manchen Sturm aushalten, und als der Kampf mit dem Feinde begann, war sogar oft sein Leben in Gefahr.

Da die Flotte im Hafen zu Halifax in Amerika einlief, war ein Theil der Mannschaft zur Belagerung der Festung beordert. Unter diesen befand sich auch August, welcher an einen gefährlichen Posten gestellt wurde. Als der Feind zur Nachtzeit ganz unerwartet einen Ausfall machte, ward auch er ergriffen, mißhandelt und gefangen genommen. In dieser Gefangenschaft

brachte er mehrere Jahre im größten Elende bis zu dem Ende des amerikanischen Krieges zu. Viel tausend Mal dachte er hier an die glücklichen Tage, die er in seinem Vaterlande, im Hause seiner Aeltern hätte genießen können, und verwünschte den unglücklichen Schritt, denselben entlaufen zu seyn. Hier in diesem elenden Zustande mußte er, fern von seinen Verwandten, in einem fremden Welttheile unter den rohsten Völkern viele Jahre schmachten. — Nach geendetem Kriege erhielt er zwar seine Freyheit, nahm aber, weil sich sogleich keine Gelegenheit, über das große Weltmeer in sein Vaterland zurück zu reisen, vor, Dienste in den Freystädten, wo es ihm in einiger Hinsicht ziemlich erträglich ging. So verlebte er seine ganze Jugendzeit, und war alt, als er in sein Vaterland zurück kehrte. Auf der Rückkehr hatte er noch viele Uebel zu bekämpfen; denn das Schiff wurde vom Sturmwinde verschlagen, an Klippen geschleudert, und scheiterte, nur wenige retteten sich durch Schwimmen auf eine Insel. Unter diesen befand sich auch August. Lange mußten die geretteten Unglücklichen in der gefahrvollsten Lage auf der unbewohnten Insel weilen, bis endlich ein holländisches Schiff zu ihrer Rettung herbey kam, welches sie freundlich aufnahm, und glücklich nach Europa brachte. Während seiner Abwesenheit vom Vaterhause waren über 40 Jahre verflossen. Ganz unerwartet und von keinem Menschen mehr erkannt, kam er in seiner Vaterstadt an. Seine Aeltern waren schon frü-

he vor Kummer gestorben, und ihr Vermögen an die nächsten Verwandten vertheilt worden, weil man den Landstreicher für todt hielt.

Noch lebt der unglückliche August in einem Alter von beynahе siebenzig Jahren in größter Dürftigkeit, und erhält nur eine geringe Unterstützung von seinen Verwandten. Er ist das lebende und lehrende Beispiel, daß man sein Glück nicht auf Wanderungen, sondern leichter und sicherer in seinem Vaterland, und in sich selbst suchen und finden könne.

Bliebe im Lande und nähre dich redlich!

11.

Der ehrliche, rechtschaffene Bürger.

Ein Bürger in einer Stadt, welcher von seiner Handarbeit sich ernährte, rief einst seinen Nachbar zu sich, und sagte ihm ganz geheim: »Ich kenne euch als einen rechtschaffenen Mann, und darf euch deswegen etwas anvertrauen, was ich sonst Niemanden anvertrauen würde. — Ich besitze eine Summe von etlichen tausend Gulden, von der Niemand etwas weiß; ich habe sie theils ererbt, theils durch Sparsamkeit von Jugend auf nach und nach gesammelt; aber meinen Kindern habe ich nichts davon gesagt, weil Kinder, wenn sie wissen, daß sie reich sind, sich mehr auf ihr Geld, als auf ihre Hände und ihren Kopf verlassen; einst wird es ihnen wohl bekommen. Ich fange an, alt zu werden; der

Tod könnte mich plötzlich von der Welt nehmen; euch, lieber Nachbar, will ich also dieses Geld anvertrauen, weil ich euch als einen ehrlichen Mann kenne. Ihr versprecht mir aber, es meinen Kindern nicht eher mirzutheilen, als bis die Zeit ihrer Versorgung heran gerückt ist.« Dieß versprach auch der brave Nachbar und nahm das Geld zu sich.

Einige Zeit darauf starb auch gähling der alte Bürger an einem Schlagflusse. Seine zwey Söhne ließen sich nicht einfallen, daß ihr Vater mehr, als sein Haus und das Wenige, was darin sich befand, hinterlassen habe; indeß waren sie damit zufrieden, weil sie zur Arbeit erzogen waren, und sich damit ehrlich nähren konnten. Sie fanden bald darauf alle beyde eine anständige Heirath. — Wie verwunderten sie sich aber, als jedem derselben der Nachbar und Freund ihres Vaters ein Paar tausend Gulden Hochzeitgeschenk in's Haus brachte, und ihnen erzählte, von wem, und warum er das Geld erhalten habe.

Jedermann pries die Ehrlichkeit dieses Mannes, welcher so leicht das Ganze, oder doch einen Theil des anvertrauten Gutes hätte für sich behalten können.

»Bewahre mich Gott,« sagte er, »fremdes Gut anzutasten! Ein einziges Mahl gerieth ich in Versuchung, von eurem Gelde Gebrauch zu machen, mit dem Vorsatze: es wieder zu ersetzen. Ihr wißt, daß vor zwey Jahren der Hagel meine Felder verwüstete, und daß ich durch eine Seuche mein Vieh verlor. Von meinem Vermögen konnte

ich nicht leicht frische Saat und gesundes Vieh vom Neuen anschaffen; doch wollte ich lieber Geld zu leihen nehmen, als das anvertraute Gut angreifen. Gottlob! die Noth ist vorübergegangen; ich habe mein Gewissen rein erhalten; ihr habt, gemäß dem Willen eures Vaters, euer Geld erhalten; gebrauchet es auch gut.^a

Wie gut wäre es, wenn alle Menschen so ehrlich dächten!

12.

Seine Leidenschaften besiegen, eine schwere, aber überaus nützliche Kunst.

Vor nicht gar langer Zeit wurde in München ein junger Mensch, der seine bösen Leidenschaften von Kindheit an nie bezähmen gelernt hatte, und der durch Habsucht zu einem schrecklichen Raubmord verleitet wurde, durch den Scharfrichter auf eine schmäbliche Art hingerichtet.

Da ich den Unglücklichen von Kindheit auf persönlich kannte, und sein trauriges Ende manchem leichtsinnigen jungen Menschen zum abschreckenden Beispiel dienen kann, so reihe ich auch folgende Erzählung hier an.

Ferdinand (so hieß der Unglückliche) war von seiner Mutter — seinen Vater hatte er schon frühe verloren, — sehr verwöhnt und verzärtelt worden. In allen Stücken ward ihm nach seinem Willen gethan, daher wurde er eigensinnig und widerspänstig.

Schon als Kind gewöhnte er sich an das Naschen, und wurde darüber nicht bestraft.

Als verwahrloset und verzogen, wurde er endlich im zehnten Jahr, der Gewohnheit willen, zur Schule geschickt. In der Schule stahl er seinen Mitschülern Bücher, Federn und andere Sachen. Zwar wurde er manchemahl ertappt und derb abgestraft, und die Schulerziehung hätte ihn wirklich noch gebessert, wenn nicht die häusliche Erziehung das wieder an ihm niedrigerissen hätte, was jene aufrichtete. Der Bube sah sich von der allzuzärtlichen Mutter in seinem Eigensinne und in seiner Zügellosigkeit unterstützt, und that, was ihm beliebte. Er kam zur Schule und zur Kirche, oder blieb aus, wie es ihn freute. Er schwärmte nach Wohlgefallen, entweder auf der Gasse, oder in Wirthshäusern herum, wo er weder etwas Gutes sah noch hörte.

An Arbeiten war gar nicht zu denken. In der Schule merkte er, wenn er gerade nichts bessers zu thun wußte, kaum einige Augenblicke auf. Zu Hause rührte er kein Buch und keine Feder an. Mit Ländeleyn, Naschereyen und Ausbrüchen des Muthwillens aller Art, brachte er seine ganze Tageszeit zu.

Wenn ihn seine Lehrer erinnerten und warneten, achtete er nicht auf ihre Ermahnungen; und strengern Mitteln widersetzte sich selbst die Mutter. Er war der Schule abgeneigt, und verließ sie ohne die geringste Frucht nach einiger Zeit wieder.

Nun hatte er freyen Zügel, und sein Unge-

stüm wuchs mit jedem Tage. Seine bösen Begierden, die er nie bezähmen gelernt hatte, nahmen gränzenlos überhand, und in einer Zeit von sechs Jahren stand er als Verbrecher vollendet da.

Er beging einen Raubmord mit gräßlichen Umständen verbunden, wurde sodann gerichtlich eingezogen, und endete unter der Hand des Scharfrichters.

Auf der Blutbühne bath er noch die unsterbenden jungen Leute, daß sie, durch sein Beyspiel gewarnt, von dem Wege zum Bösen abstecken möchten. Alle anwesenden Aeltern aber bath er mit zum Himmel empor gehobenen Händen, daß sie für das Wohl ihrer Kinder besser sorgen möchten, damit sie nicht in das nämliche Unglück versielen.

Ihr jungen Leser! beherzigt diese wahre Geschichte, und lernet frühzeitig, auch im Kleinen, euch selbst zu beherrschen, um nicht von Leidenschaften beherrscht zu werden, und eben so unglücklich zu enden. Mit kleinen Lastern fängt man an, mit großen hört man auf! Hüthet euch also vor kleinen Betriegerereyen, vor jedem kleinen Diebstahl, und wenn er auch nur eine Feder beträfe, so werdet ihr nie in Versuchung gerathen, größere zu begehen.

13.

Ein Beyspiel von einem hohen Alter, oder das Hexenmännchen zu Waching.

In meinem Geburtsorte Waching, bey Mün-

chen, kannte ich einen Mann, der über hundert Jahre alt war. Da ein so hohes Alter eine seltene Erscheinung in unsern Zeiten ist, so verdient auch folgende Erzählung unsere Aufmerksamkeit, und ich führe sie hier als ein Beyspiel der frühen Abhärtung an, um die unerfahrene Jugend aufmerksam zu machen, auf welche Art ein Mensch, wenn er anders schon von Natur aus eine gute Beschaffenheit seines Körpers besitzt, ungeachtet der Beschwerden des Lebens, seine Gesundheit erhalten, und ein hohes Alter erreichen kann.

Dieser, hinsichtlich seines Alters so ehrwürdige Greis, den ich oft besuchte, und hier beschreibe, hieß Sebastian Arnold. Er war aus Tyrol gebürtig. Sein Vater war Bergknappe, und starb in einem Alter von 108 Jahren. Er hinterließ diesem seinen Sohn zum Andenken einen kleinen, von ihm aus Holz selbst geschnitzten krummen Löffel, den der letztere, als das einzige Erbtheil von seinem Vater, wie ein Heiligthum aufbewahrte. Er hatte zwey Brüder, wovon der eine als Bergknappe von einem Steine todtgeschlagen wurde, und der andere durch einen kalten Trunk in die Hölle sein Leben einbüßte.

In seiner Jugend hatte Arnold keine Gelegenheit, seinen Geist auszubilden, er lernte daher weder lesen noch schreiben. Er besaß nur schlichten Menschenverstand, und hatte einen frommen Sinn, als das beste Erbtheil seiner Mutter, den er auch bis an sein spätes Lebensende beybehielt.

Im neunten Jahre seines Alters kam er nach Bayern, wo ihn ein Bauer aus Gotteserbarmen, wie er sich selbst oft dankbar ausdrückte, annahm. In seiner Jugend fiel er einmahl, als er Ziegen hütete, von einer Felsenwand herab, und zerschmetterte sich beynabe die Hirnschale.

Er brachte sich auf dem Lande bey schlechter Kost und Kleidung immer nur mit Viehhütthen fort, wo er denn durch seine Aufmerksamkeit lernte, gut mit Vieh-Curen umzugehen, und deswegen in der Gegend weit umher berühmt war. Viele Leute, deren Vieh erkrankte, erholten sich bey ihm Rathes, und glücklich ward auch vielen geholfen. Manchen sagte er es auch voraus, daß alle anzuwendenden Mittel bey ihrem kranken Viehe nichts helfen würden; deshalb hieß man ihn auch allgemein das Hexenmännchen, welchen Nahmen er auch bis an sein Lebensende führte.

Eben zur Zeit seines Jünglingsalters brach ein gefährlicher Krieg wider die Türken aus. Dem Vaterlande drohte Gefahr, und alles wurde aufgebothen, Kriegsdienste zu nehmen. Auch Arnolden traf das Los, dem Vaterlande im Kriege zu dienen; und da er von früher Jugend an gewohnt war, alle körperlichen Beschwerden des Lebens zu ertragen, so wurde ihm auch dieser höchst beschwerliche Feldzug nicht sehr zur Last. Er zog hin mit dem bayrischen Heere unter Anführung ihres Helden, des Churfürsten Max Emanuel. Welche Strapazen das Heer in Ungarns sumpfigen Gegenden erdulden mußte, ist vielen Lesern vielleicht eben so bekannt, als die

Wunder der Tapferkeit, welche das bayerische Volk in jenen gefährvollen Tagen gegen die Türken bewies. Wohl konnte auch Arnold als Greis noch mehrere Zeichen von Wunden an seinem Körper aufweisen, die er im Kampfe mit dem barbarischen Feinde erhielt. Nach vollendetem Kriege kehrte er mit dem Heere zurück nach Bayern, erhielt von dem Regimente seinen Abschied, und suchte wieder Dienste auf dem Lande bey Bauersleuten. Durch Fleiß und Arbeit erübrigte er sich bald so viel, daß er ein kleines Anwesen kaufen, und sich verhehelichen konnte.

Als ich ihn kennen lernte, hatte er schon sein hundert und drittes Jahr erreicht, und mußte etwas dürftig leben, weil er sich vor Alter nichts mehr verdienen konnte; auch hatte er keine Kinder, keine Freunde und Anverwandte, die sich seiner annahmen, und ihn im hohen Alter versorgten.

Er war sein ganzes Leben hindurch sehr mäßig, und arbeitete gern, als er noch konnte; aber er nützte eben seine Kräfte durch zu große Anstrengungen nicht ab; auch war er ein Feind aller jugendlichen Ausschweifungen, und überhaupt nahm er nie Theil an den geräuschvollen Vergnügen, die manchen Menschen sowohl in Städten als auf dem Lande um Geld und Gesundheit bringen. Bey seinen Geschäften war er oft, ja fast die meiste Zeit seines Lebens, der freyen Luft ausgesetzt.

Von seinen frühen Jahren an war er schon gewohnt, den Wechsel der Bitterung zu erdul-

den, und scheute daher weder Hitze noch Kälte, weder Regen noch Sturm. Früh legte er sich zu Bette, und früh stand er wieder auf. Schwarzes Brot in saure Milch eingeweicht war seine liebste Nahrung. Sein Bett bestand aus einem Strohsack mit einer Decke. Im Winter schlief er in einer kalten Kammer.

Seine Wohnung war eine armselige kleine Hütte, welche aber von seiner fast eben so alten Gattinn immer sehr reinlich gehalten wurde, und worin beyde zwar sehr dürftig, aber doch mit dem Wenigen zufrieden und glücklich lebten.

In seinem hohen Alter erinnerte er sich noch lebhaft an die Geschichte seiner Jugend und an die Kriegsthaten seines Zeitalters, die ihm ben- nahe von einem Jahrhundert her im frischen Andenken waren.

Nie in seinem Leben war er krank, und hatte auch nie Arzneyen genommen, oder zur Ader gelassen. Er athmete noch in seinem hundertsten Jahre ganz leicht, hatte noch viele Haare, war aber auf einem Auge blind geworden. Seine Zähne hatte er ebenfalls verloren, und die Unbehilflichkeit des Alters trat ein. Sein Gesicht und ganzer Körper, besonders die Ohrenläppchen, schienen ganz verknöchert zu seyn, die Hände aber hatten noch Leben. Er fühlte nirgends mehr Vergnügen, als in seiner Hütte, und wenn man ihn auch hätte in die Stadt bringen wollen, um ihm daselbst alle Bequemlichkeit für sein hohes Alter zu verschaffen, so wollte er doch lieber in seinem Häuschen bleiben »Ich will's,« sprach er

oft, »schon in meiner Hütte erleiden, und warten, bis man mich hinaus trägt.« — Das Bethen war besonders in seinem hohen Alter sein liebstes Geschäft. Als er wegen Altersschwäche in seinen letzten Tagen nicht mehr zur Kirche gehen konnte, nahm er seinen Hut und Stock, und schritt eine Weile in der Stube herum, als ob er zur Kirche gehen wollte, setzte dann eine Bank quer hin, kniete nieder, und stellte sich recht lebhaft vor, er bethe jetzt in der Kirche in einem Bethschämel. Als ihm einst in seinen letzten Lebenstagen das heilige Abendmahl gereicht werden sollte, richtete er sich noch auf, so gut er konnte, zog seine schönsten Kleider an, und wollte gepuht seyn, wie am Hochzeitstage; »denn,« sagte er in seiner Herzenseinfalt, heute kehret ein großer Gast in meiner elenden Hütte ein.« Troß sah dieser fromme Greis seinem Lebensende entgegen, das er auch nach 104 Jahren erreichte. Sein Sterben glich dem sanften Hinwelken einer Blume, — der untergehenden Sonne, die am künftigen Morgen mit verjüngter Pracht wieder heraufsteigt.

14.

Das ehrliche Dienstmädchen, oder die Unschuld im Gefängnisse.

Rosina war von armen, aber ehrlichen Aeltern geboren. Ihr Vater war ein Tagelöhner. Eine ländliche Hütte, und ein Gärtchen waren

sein ganzes Vermögen; aber er nährte sich redlich durch seiner Hande Arbeit! und stößte auch seiner Tochter Rosina schon frühe ein, immer treu und ehrlich zu handeln, und nie vom Wege der Tugend abzuweichen. Zum Unglück für die kleine Haushaltung starb der Vater, da die Tochter kaum 9 Jahre alt war. Die Mutter, ein fleißiges, stilles Weib, konnte nun derselben keine größere Wohlthat erweisen, als sie möglichst sorgfältig zu erziehen, und in der Schule ihres Ortes in allem Nöthigen unterrichten zu lassen. Rosina erhob sich bald zu den besten Schülerinnen, und verließ endlich die Schule mit den rühmlichsten Zeugnissen. — Während der Zeit, als sie zu Hause war, hielt sie die Mutter zur Ordnung, Keinlichkeit, und zu allen Arbeiten ihres Geschlechtes und ihres Alters an. Sie konnte gut nähen und stricken, das ihr nachher in ihren Diensten sehr wohl zu Statten kam. —

Als Rosina ein Alter von 16 Jahren erreicht hatte, in welchem sie fähig war, in fremde Dienste zu treten, rieth ihr die Mutter, den Antrag einer Herrschaft, welche sie als Kindermädchen anstellen wollte, anzunehmen; »denn,« sagte sie, »die Dienstzeit in fremden Häusern ist eine wichtige Schule für die Töchter aus allen Ständen, besonders aber für dich, meine Tochter, da du vom Hause aus kein Vermögen zu erwarten hast, und genöthiget bist, dereinst dein Brot unter fremden Leuten zu verdienen. Du lernst, fuhr sie fort, unter fremden Menschen

vieles, was du zu Hause zu lernen nie Gelegenheit hast, und was dir künftig recht nützlich werden kann. Sey du nur deiner Herrschaft treu und ehrlich in allem, was dir anvertraut ist. Thue alles willig, was dir befohlen wird, und halte in deinen Geschäften Ordnung und Reinlichkeit. Sey verschwiegen und genügsam, dieß wird dich bey deiner Herrschaft und bey allen gesitteten Menschen beliebt und werth machen.

Rosina diente anfangs bey einer sehr braven Herrschaft als Kindsmädchen, und hatte nur einen geringen Lohn; aber sie hatte Hoffnung, in der Folge mehr zu erhalten. Man hatte sie lieb, denn an Pünctlichkeit, Ordnung und Ehrbarkeit schon von Jugend auf gewöhnt, erfüllte sie sorgfältig alle Pflichten eines braven Dienstmädchens. Was sie ihrer Herrschaft besonders werth machte, war ihr gutes, sittliches Verhalten. Kurz, die Herrschaft wünschte sich kein besseres Mädchen, aber auch Rosine konnte sich keine bessere Herrschaft wünschen.

Alein dieses Glück sollte Rosina nicht länger als ein Jahr genießen, denn plötzlich ging in diesem Hause eine Veränderung vor. Die Herrschaft war von dem bisherigen Aufenthaltsorte in eine andere, weit entfernte Stadt versetzt worden, und konnte sie nicht leicht dahin mitnehmen. Mit kennbarer Wehmuth schied sie von ihrer Herrschaft, die ihr das schönste Zeugniß des Fleißes und der Treue zurück ließ. —

Nachdem ihre Herrschaft abgereist war, blieb sie einige Zeit bey ihrer Mutter, und

pflegte ihrer emsig in ihrem Alter. Als Rosina mehr erstarbt, und auch schwerere Arbeiten zu verrichten im Stande war, suchte sie als ordentliche Dienstmagd bey irgend einer Herrschaft unterzukommen. Es fand sich auch bald eine Gräfinn, zu der sie als Dienstmädchen sich vermieten konnte.

Da sie alle Eigenschaften einer braven Magd besaß, und sich hierzu brauchbar zeigte, so ward auch ihr Lohn vermehrt. Bey diesem ihren vergrößerten Lohne konnte sie manchen Kreuzer zurücklegen; und da sie von Jugend auf an Sparsamkeit gewöhnt war, und wenig auf Kleider verwendete, so konnte sie sich noch jährlich etwas ersparen, ob sie gleich auch ihrer Mutter von Zeit zu Zeit etwas gab.

»Das ist die größte Freude für mich,« sprach sie oft, »wenn ich daran denke, daß meine Mutter durch mich ein ruhigeres, sorgenfreyeres Alter erleben, und daß ich ihr's doch einiger Maßen vergelten kann, was sie mir Gutes gethan hat.«

Man hätte nun glauben sollen, einer so braven Tochter, und einem eben so haushälterischen Mädchen sollte es nun an nichts mehr fehlen. Allein nur zu bald wurden ihre glücklichen Tage getrübt. Die Herrschaft bemerkte, daß schon öfter verschiedene kostbare Geräthschaften, Silberzeug, auch sogar manchmahl Geld vermischt worden, und suchte den aufzufinden, der dieses entwendete. Jedoch alle Nachforschungen blieben vergeblich; man konnte den Thäter nicht entdecken. Einst legte die Gräfinn ihren goldenen

Ring, der mit kostbaren Brillanten besetzt war, auf ein Seitentischchen. Niemand war gegenwärtig, als Rosina, welche eben Geschäfte im Zimmer hatte. Als die Gräfinn nach einer Weile den Ring wieder suchen und anstecken wollte, vermiste sie denselben. Man suchte alle Ecken aus, allein nirgends fand sich der Ring wieder.

Was war nun natürlicher, als die Vermuthung, daß Rosina den Ring entwendet habe, da sie allein im Zimmer war. Das arme Mädchen weinte, und schwur hoch und theuer, daß sie den Ring nicht einmahl gesehen, viel weniger genommen habe.

Was aber den Verdacht, den man auf sie warf, noch mehr bestärkte, war: daß man auch in ihrem Koffer, bey einer Untersuchung, einen silbernen Löffel, welcher der Herrschaft angehörte, fand. Diese Entdeckung erregte bey Rosina eben so viel Erstaunen, als es den einmahl gefaßten Verdacht bey der Herrschaft begründete; denn das beängstigte Mädchen konnte gar nicht begreifen, wie der silberne Löffel in ihren Koffer gekommen sey. Die Gräfinn drang nun mit Nachdruck darauf, den Ring vorzufinden, und drohte sogar mit einer gerichtlichen Untersuchung, im Falle er nicht alsogleich abgegeben würde.

Es kam auch wirklich zur gerichtlichen Untersuchung, und da sich Rosina nicht hinreichend über das vorgefundene fremde Eigenthum in ihrem Koffer, noch weniger über den Verdacht, den Ring entwendet zu haben, verantworten

Konnte, die Gräfinn aber ihr Mißtrauen auf sie bestätigte, so war sie als eine Diebinn verhafter.

Vergebens betheuerte das arme Mädchen unter häufigen Thränen ihre Unschuld, vergebens rief sie den Himmel zum Zeugen, nie eine Handlung in ihrem Leben begangen zu haben, die eine so erniedrigende Strafe verdiene. Rosina ward in ein finstres Gefängniß gebracht. Lange konnte sie diese Schmach nicht auf sich tragen; sie machte zu tiefen Eindruck auf ihre Seele. Die schlechte Behandlung, die geringe Kost, und selbst die eingesperrte Luft im Gefängnisse zerstörten ihre Gesundheit nur zu bald. Sie wurde krank, und zwar gefährlich krank. In diesem traurigen Zustande wurde sie von ihrer Mutter besucht. Was beyde hier empfanden, läßt sich nicht beschreiben. Nachdem sich Rosina satt in den Armen ihrer Mutter geweint hatte rief sie mit Behmuth: »Liebe Mutter! Es sey euer Trost, daß ich unschuldig leide Ihr kennt mein Herz, daß es keiner solchen That fähig ist, der man mich anklaget Wenn ich auch hier im Kerker sterbe, so seyd ihr mein Zeuge; ich sterbe unschuldig.«

Nach Verlauf eines halben Jahres entdeckte sich auch wirklich ihre Unschuld auf folgende Art. Der Bediente der Herrschaft, bey welcher Rosina als Dienstmädchen sich befand, ward auf der That als Dieb ertappt, und gerichtlich eingezogen. Er gestand sein Verbrechen, und entdeckte zugleich, daß er den silbernen Löffel, den man in Rosinens Koffer fand, der Herrschaft

gestohlen und dahin gelegt habe, um sich von allem Verdacht loszumachen, und die Unschuld in Verdacht zu bringen. Zu gleicher Zeit ward auch der goldne Ring vorgefunden, den ein Vogel, der im Zimmer frey herumhüpfte, vom Tische wegnahm, und in die Höhlung eine Urne, die am Ofen angebracht war, fallen ließ.

Rosina war daher als unschuldig erklärt, und erhielt alsogleich ihre Freyheit wieder. Die Gräfinn selbst holte sie aus dem Gefängnisse in einer Kutsche ab, bath sie um Verzebung und versprach ihr allen möglichen Ersatz. Vor allem aber war sie auf die Wiederherstellung ihrer Gesundheit bedacht.

Als sich Rosina wieder erholt hatte, und völlig hergestellt war, brachte man ihr allenthalben die ungeheucheltsten Glückwünsche dar.

Nach einem Jahr starb die Gräfinn, und setzte zum Ersatz des erlittenen Unrechts für Rosina in ihrem Testamente eine bedeutende Summe aus, die sie für ihre Mutter, der sie noch im Alter zum Troste und zur Stütze wurde, verwendete.

Rosinens Geschichte bezeugte in der That, daß die Tugend am Ende doch gewöhnlich siegt, wenn sie auch manchmahl Verfolgung leidet.

15.

Der Jüngling am Scheidewege.

Ein Jüngling verließ das väterliche Haus, um nach dem Willen seines Vaters sein Glück

in der Welt zu versuchen. Er kam auf einen Scheideweg, und wußte nicht, sollte er sich rechts oder links wenden.

Während er sich bedachte, kam eine Weibsperson auf ihn zu, dem Ansehen nach schön und reizend, aber dem Gang und Blicke nach sehr frech. »Jüngling!« rief sie ihm schon von weitem zu, »du weißt nicht, welchen Weg du nehmen sollst? Folge mir. Dein Lebenlang soll es dir gut gehen. Siehst du hier diesen schönen Weg, er ist breit und eben, und gar nicht mühsam? Siehst du, wie viele Leute darauf gehen, und wie vergnügt sie sind?«

»Das sehe ich,« sagte der Jüngling. »Aber sage mir, Weib, wer bist du? und wie ist dein Name?«

»Ich bin das Vergnügen, aber meine Feinde nennen mich das Laster,« sagte sie.

Zu eben dieser Zeit näherte sich auf der andern Seite eine weibliche Gestalt dem Jüngling.

Sie war nicht so schön und reizend, wie die erste. Ihr Gang war ernsthaft, ihre Stimme sanft, und ihr Anblick bescheiden. »Guter Jüngling!« sagte sie, »laß dich von dieser Verführerin nicht irre leiten; du gehst in dein Verderben, wenn du ihr folgst. Zwar ist der Weg, den sie dir zeigt, breit und eben, und viele wandeln darauf; ach, die Unglücklichen, sie wissen nicht, wo sie hingehen; das Ende des Weges ist Tod, Verderben, Elend, unwiderbringliches Unglück. Wolltest du selbst in dein Verderben hingehen? Oder würde es dir etwas helfen, in großer Ge-

seßschaft unglücklich zu seyn? Darum rathe ich dir, betrete diesen gefährlichen Weg nicht, und folge mir, wenn du in das Land der Glückseligkeit gelangen willst. Und das willst du ja doch?« — »Und wie ist dein Name?« fragte der Jüngling.

»Ich bin die Tugend,« sagte sie; »und der Weg, auf dem ich dich zur Glückseligkeit führen will, ist hier auf meiner Seite.«

»Ein schöner Weg!« schrie hier das Laster. »Sieh nur einmahl, wie eng, wie uneben, und mit Dörnern besetzt er ist! Willst du gern deine Füße verletzen, und mit Bergsteigen dich ermüden? Sieh nur, wie Wenige darauf wandeln!«

»Ich will dir nicht schmeicheln,« sagte die Tugend zu dem Jünglinge; »mein Weg ist eng, uneben und beschwerlich. Was würde es dir auch nützen, wenn ich dich betriegen, und dir das als leicht vormahlen wollte, was doch nicht leicht ist. Wenige gehen auf meinem Weg, aber keinem noch hat es gereuet, ihn betreten zu haben. Du mußt aber nicht nur den Weg betrachten, du mußt auch sehen, wohin er führt. Erhebe deine Augen gegen jenen Berg. Siehst du dort den herrlichen Tempel, welcher dir entgegen glänzt? Dieß ist dein Ziel, die Wohnung der Glückseligkeit.« »Und kein anderer, als dieser harte Weg führt zu diesem Tempel?« fragte der Jüngling.

»Kein anderer!« erwiederte die Tugend. »Die Gottheit selbst hat der Glückseligkeit diesen Berg zu ihrer Wohnung angewiesen. Wer zu ihr ge-

langen will, muß ihn besteigen. Alles Gute kostet Mühe und Arbeit. Wenn du willst, daß dir die Erde gute und häufige Früchte trage, mußt du sie nicht bearbeiten und behauen? Wenn du willst, daß die Menschen dich lieben, mußt du ihnen nicht Gutes thun? Wenn du willst, daß man dich in deinem Vaterlande ehre, so mußt du thun, was ihm nützlich ist, und für eine immerwährende, ungestörte, vollkommene Glückseligkeit wolltest du nichts thun?«

»Aber betrachte nur den harten und beschwerlichen Weg, den dich die Tugend führen will,« fiel hier das Laster ein, »und vergleiche meine ebene, bequeme Bahn damit.«

»Ich habe es dir aufrichtig gesagt,« fuhr die Tugend fort zu sprechen, »daß mein Weg nicht leicht und nicht bequem ist, aber du mußt dir auch nicht einbilden, daß er dir immer so beschwerlich vorkommen wird, als du ihn hier und am Anfange finden wirst. Aller Anfang ist hart; aber durch die Uebung wird auch das Harte leicht. Wie viele sind mir schon gefolgt, welche die ersten Tage kaum fortkommen zu können glaubten, welche jedes Mal nur einen kleinen Raum zurücklegten; aber ihre Kräfte wurden von Tag zu Tag stärker, und welche Freude, wenn sie wieder eine Anhöhe bestiegen, wieder um einen Tag ihrem Ziele näher gekommen waren! Wollten sie auch ermüden, fing ihnen der Muth an zu sinken, so durften sie nur einen Blick auf den Tempel der Glückseligkeit werfen, und ihr Muth und der Vorsatz, fortzuschreiten, erneu-

erten sich in ihnen. Diese Seligkeit, sagten sie, ist kurz, aber der Gewinn dauert ewig. Je näher sie ihrem Ziele kommen, um so leichter, um so freudiger setzen sie ihren Weg fort.«

»Und dein bequemer Weg,« sagte der Jüngling, indem er sich zu dem Laster wendete, »dein Weg führt in das Thal des Verderbens? Der Anfang davon ist so lachend, und das Ende so traurig?« »Wer wird auch immer an das Ende denken?« erwiderte sie. »Genug, daß mein Weg jetzt fröhlich und bequem ist.« »Nein,« rief der Jüngling aus, »da müßte ich der größte Thor seyn, wenn ich kurzes Vergnügen einer langen immerwährenden Glückseligkeit vorzöge! Tugend, ich folge dir! Reiche mir deine Hand, und sey meine Führerin! In jenem Tempel der Glückseligkeit aufgenommen zu werden, ist aller Mühe werth!«

»Und du willst es mit der kleinen Zahl halten?« rief ihm das Laster noch nach, »und siehst nicht auf das Beispiel der großen Schar, welche mir nachfolgt?«

»Was hälfe es mir,« antwortete der verständige Jüngling, »in noch so großer Gesellschaft unglücklich zu werden! Lieber mit der kleinen Zahl glücklich, als mit der großen unglücklich!«

»Dank dir,« sagte er nun zu seiner Führerin, »Dank dir, göttliche Tugend, daß du mich von den Lockungen dieser Verführerin errettet hast! Wie unglücklich wäre ich ohne deine Zurechtweisung geworden!«

»Verlaß mich nie! Leite immer meine Schritte,

und wenn ich ermüde oder falle, erhebe und stärke mich.^a

Auch ihr, meine Kinder! stehet früher oder später, wie dieser Jüngling, an dem Scheidewege des Lebens. Wollt ihr dem Rufe der Tugend oder des Lasters folgen? Die Wahl steht in euern Händen. Den Ausgang wißt ihr.

Des Lasters ist anfangs zwar
Ein breiter Weg durch Auen;
Allein sein Fortgang wird Gefahr,
Sein Ende Nacht und Grauen.
Der Tugend Pfad ist anfangs steil,
Läßt nichts als Mühe blicken.
Doch weiter hin führt er zum Heil;
Und endlich zum Entzücken.

16.

Louise, die gute Tochter.

Louise war ein sehr liebenswürdiges, kleines Mädchen, die Freude ihrer Aeltern und Lehrer.

Sie war schön von Bildung und Gestalt, und hörte schon frühe gern auf die Worte weiser Lehrer, die ihr kleines Herz veredeln und ihren Geist entwickeln halfen. Unabtrennlich hing die Seele des Vaters an der Seele seines Kindes, das er unaussprechlich liebte. Sobald es nur lallen konnte, entzog er sich allen Geschäften in der Stadt, und lebte nur seinem lieben Kinde. Er gewöhnte sein Töchterlein an eine gebildete Aussprache, und erzählte ihm täglich kleine unterhaltende Geschichten und Fabeln, die wohl berechnet waren für

dessen jugendlichen Geist. Louise war mehr um den Vater, als um die Mutter, und er sagte oft zu seiner Gattinn: »Wie fühle ich mich so glücklich, und wie gern entbehre ich die Welt, denn unsere Louise blüht gleich einer Rose, wie an Körper, so auch an Seele.«

Es war in der That eine Freude, das gute Kind nur zu sehen. Jedermann hatte es lieb. Gegen Gespielen war es verträglich, gegen jeden Menschen höflich und diensfertig. In der Schule war Louise ganz Mug' und Ohr, sie schwätzte nie, und störte nie die Ruhe ihrer Mitschülerinnen. Vorzüglich andächtig war sie in der Kirche. Es war erbauend, sie da zu sehen.

Sie faltete ihre Hände und hob zugleich ihre Augen himmelwärts. Es war nicht Scheinandacht, sondern ihr Herz floß über. Man glaubte einen Engel in menschlicher Gestalt da zu sehen.

So wie ihr Gebeth, eben so war auch ihr Wandel erbauend. Sie hatte nichts lieber, als von Gott und seinen schönen Werken zu sprechen. Seinen heiligen Willen zu vollziehen, war ihre größte Freude.

Ein Spaziergang mit ihrem Vater war ihr ungemein erfreulich. Voll des Vergnügens hüpfte sie den Hügel hinan, und bewunderte die schöne Umgebung; der Vater hatte zu thun genug, ihre sinnvollen Fragen immer zu beantworten.

Besonders gerne sah Louise die Sonne auf und unter gehen, und war jederzeit innigst gerührt, wenn sie beym Auf- oder Untergang derselben Himmel und Erde vergoldet erblickte; da

rief sie dann oft mit Empfindung den schönen Spruch, den sie aus ihrem Büchlein gelernt hatte:

»O Gott! wie groß, wie gut bist Du!
Wie schön ist deine Welt!
Hilf, daß ich Dir zu Lieb auch thu,
Was Dir, o Herr! gefällt.«

Acht Frühlingsge hindurch blühte das hoffnungsvolle, gute Mädchen zur Sonne der Aeltern, die sich hofften, einst Freude an ihr zu erleben; allein, wie täuschten sich die guten Leute, denn Louises Lebensbahn war kürzer ausgesteckt, als sie glaubten.

An einem Herbstabende kam der Vater von seinem Tagesgeschäfte nach Hause; traurig eilte ihm die Mutter entgegen, und klagte ihm unter Thränen, daß Louise plötzlich krank geworden sey.

Der besorgte Vater ging mit schnellen Schritten seiner Wohnung zu, und fand bey seinem Eintritte das Krankenlager der Kleinen umringt von ihren weinenden Gespielinnen.

»Louise.« sprach der gute Vater, »wie muß ich dich wieder sehen, — bist du krank?«

»Ja, lieber Vater,« erwiederte die Kleine mit schwacher Stimme, »ich bin sehr krank, ich werde wohl sterben müssen.« Mit diesen Worten wandte sie ihr Gesicht, und eine Thräne entfiel ihrem Auge. — »Gute Louise!« fuhr der Vater fort, du darfst nicht traurig seyn, es gibt vielleicht noch Mittel, dich zu retten.«

Man ließ einen Arzt rufen, und dieser fand die Krankheit sehr gefährlich. Man wendete alle

möglichen Mittel an, allein keines wollte helfen. Der Arzt wurde bedenklich und gab endlich alle Hoffnung zu ihrer Rettung auf. Schon am siebenten Tage ihrer Krankheit fühlte Louise ihr nahes Ende, und kündete den Aeltern ihre baldige Auflösung an. Diese wichen nicht mehr von ihrem Bette; der Vater faßte sie bey der Hand und sagte mit betrübtem Herzen: »Louise, du willst uns verlassen — der Tod soll uns von dir trennen! Sey unverzagt; sieh! über eine kleine Weile werden wir dir alle nachfolgen, werden zu dir kommen, und nichts mehr wird vermögend seyn, uns zu trennen. Du warst immer meine gute Tochter, und der gute Vater im Himmel wird dich als sein gefälliges Kind aufnehmen.« Mit einem Blicke zum Himmel faltete die Kleine ihre Hände, und rief noch die vernehmlichen Worte: »O Vater im Himmel, nimm mein Seelchen gnädig auf!« — Als sie dieses gesagt hatte, schloß sie ihre Augen — ihr Angesicht erblaßte — und was man von ihr sah — war nur mehr ihre Leiche.

Da waren die guten Aeltern trostlos und weinten sehr; besonders beugte der Schmerz den Vater sehr tief, so daß er oft ausrief: »Meine gute Louise ist nicht mehr, was soll mir das Leben?« — Aber die Zeit heilte auch das Vaterherz. Der Schmerz über den Verlust der geliebten Tochter wurde milder. Der Vater mischte sich nun wieder in die Gesellschaft der Menschen, und vor jedem Kind, das nur die geringste Aehnlichkeit mit seiner Tochter hatte,

blieb er stehen, Herzte und küßte es, und war es verwaist, so ließ er es erziehen, und in allem Guten unterrichten. Ging er in Gottes freyer Natur, so zog ihn jedes Blümchen an, das von dem frommen Mädchen geliebt wurde; jetzt gewann auch er das Blümchen lieb, und pflegte viele dieser Gattung. Gleichfalls gewann er auch viele Thiere lieb, von denen er sonst seiner geliebten Louise so vieles erzählt hatte.

Mit Rührung sprach er eines Tages zu seiner Gattinn: »Der Tod unsrer guten Louise hat mich befreundeter gemacht mit Gott und mit der Natur. — Wenn das, was nur einiger Maßen zu der Verblichenen in Beziehung steht, so sehr fesselt und erfreut, wie wird meine Seele einst sich freuen, wenn ich sie selbst im reinsten Lichtglanze erblicken werde, wie werde ich da an den lieblichen Engel gefesselt seyn?« Die fromme Gattinn drückte stillschweigend seine Hand und schaute mit nassen Blicken zum Himmel empor.

Der Entschlaffenen gedenken,
Ihrer Liebe, sey uns Pflicht!
Freude sey's, den Blick zu lenken
Aufwärts hin zu jenem Licht,
Wo sich Alle wiederseh'n,
Die den Weg der Tugend geh'n.

Große Gefahr eines Menschen, auf gleiche unschuldige Weise hingerichtet zu werden.

Ein Bösewicht, Namens Durand, hatte zu Brügge einen Mord begangen. Er wurde hierauf ergriffen, vor die Magistrats-Gerichte der Stadt geführt, seines Verbrechens überwiesen und zum Tode verurtheilt. Aber dieser Verbrecher wußte durch seine List der Hinrichtung zu entgehen. An eben dem Tage, an welchem er hingerichtet werden sollte, entwischte er.

Acht Monate nachher kam Barollet, ein Schweizer von Geburt, der in Handelsgeschäften reiste, nach Brügge.

Er trat in einem Wirthshause ab. Mehrere Menschen, die ihn hier sahen, geriethen, weil er in Ansehung der äußerlichen Gestalt und Bildung wirklich dem entflohenen Verbrecher Durand überaus ähnlich war, sogleich auf den Gedanken, daß er der Verbrecher Durand selbst sey.

Je mehr man ihn betrachtete, desto mehr Gründe für diese Meinung glaubte man zu finden.

Endlich zweifelte man gar nicht mehr an der Richtigkeit derselben. Es wurde dem Magistrat gemeldet, daß Durand sich wieder eingefunden habe. Der Magistrat schickte sogleich Gerichtsdienere ab, die sich desjenigen, den man für den Verbrecher hielt, bemächtigen sollten.

Als die Gerichtsdienere in das Wirthshaus

kamen, wo Barollet sich befand, täuschte auch sie die Aehnlichkeit desselben mit dem Verbrecher Durand. Sie arretirten ihn also, ungeachtet seines Sträubens, führten ihn fort, brachten ihn in einen tiefen, finstern Kerker und legten ihn an Fesseln. Barollet war zwar über diesen Vorfall ungemein betrübt, und empfand einen großen Verdruß und Unwillen darüber; aber weil er sich keines Verbrechens bewußt war, so hielt er sich fest überzeugt, daß man nur einen ungedündeten Verdacht auf ihn habe, und er glaubte deswegen, es werde ihm, sobald er nur vor das Gericht geführt und daselbst verhört werden würde, leicht seyn, seine Unschuld darzutun, und ungesäumt werde er dann seine Freyheit wieder erlangen.

Man ließ einige Tage verstreichen, ehe man ihn vor das Gericht forderte. Dieser Aufschub war ihm unter andern auch darum sehr verdrießlich, weil er Gefahr für seine Handlung befürchtete, wenn er seine Geschäfte nicht ungesäumt betreiben konnte. — Allein es sollte seine Langmuth noch mehr geprüft werden. Es sollte sogar sein Leben in Gefahr kommen; dieß ahnete er nicht. Eines Tages wurde er vor das Gericht geführt. Hier behandelte man ihn so, als ob von ihm der Meuchelmord begangen worden wäre, den Durand verübt hatte; man beschuldigte ihn dieser That, und erklärte, daß er des begangenen Mordes schon vor mehreren Monathen überwiesen worden sey, und also diese That nicht abläugnen könne. Es wurde

ihm zugleich angekündet, daß das früher gemachte Urtheil nun bald an ihm vollzogen, und er durch das Rad vom Leben zum Tode gebracht werden sollte. Barollet, der sich schon über die falsche Beschuldigung eines Meuchelmordes betrübte, erschrak noch mehr, da er nun das Urtheil vernahm, nach welchem er ohne Verzug auf eine fürchterliche Art sein Leben verlieren sollte.

— Bläß vor Schrecken, bebend vor Angst stand er da, und sein Aeußeres zeugte deutlich von dem großen Aufruhr, der in seiner Seele vorging. Kaum vermochte er zu sprechen, und nur mit schwacher, bebender Stimme wiederholte er, er sey nicht der vermeinte Durand, er sey kein Meuchelmörder. — Man hielt sein Vorgeben für eine ersonnene List, womit er sich durchhelfen wolle, und man erklärte, daß der Augenschein nicht trüge, wenn man ihn für den entsprungenen Meuchelmörder halte.

Als Barollet sich vom Schrecken erholt hatte, erklärte er fest und unerschrocken seine Urschuld, und protestirte mit Nachdruck gegen seine Gefangennehmung und gegen das schreckliche Verfahren, womit man ihn bedrohet, und erklärte noch einmahl, daß er ein Kaufmann sey, und in Geschäften reise; allein diejenigen Personen, die behaupten zu können glaubten, Barollet sey eben derselbe, der unter dem Nahmen Durand gefangen gewesen, und verurtheilt worden sey, bestätigten ihre Aussage durch einen Eid.

Um dieser eidlichen Aussage willen glaubten die Magistratspersonen völlig berechtigt zu seyn,

wider den Arrestanten strenge zu verfahren, und es wurde das ausgesprochene Urtheil bestätigt, wornach er schon am folgenden Tage sollte hingerichtet werden.

Alles Bitten und Flehen des Unglücklichen machte auf die Magistratspersonen nicht den geringsten Eindruck. Er ward in's Gefängniß zurück gebracht. Da saß er nun in seinem Kerker als ein zu einem schrecklichen Tode Verurtheilter. Grausen und Angst erfüllte seine Seele; jedoch der Gedanke, daß Gott seine Unschuld kenne, und das Vertrauen, daß er selbe auch retten werde, flößte ihm Muth ein, und gab ihm Kraft, nicht im Kampfe zu unterliegen.

In der Stadt war das Urtheil bald bekannt. Auch ein vornehmer Engländer, Lord Torrington, hörte davon, und kam auf den Gedanken, ob nicht die Aussage des Gefangenen doch vielleicht wahr seyn könnte. Er verwendete sich für denselben, und stellte die Bitte an den Magistrat, nur so lange die Vollziehung des Urtheils zu verschieben, bis der Gefangene Nachricht von seinem Geburtsorte erhalten hätte. Barollet erhielt hierauf die Erlaubniß, an seine Handelsgesellschaft nach N... zu schreiben, und von selber Zeugnisse zu erbitten, die zu seiner Rechtfertigung und Rettung dienen könnten. Mit Sehnsucht harrete er auf Antwort. Sie kam, und man übersandte beglaubigte Zeugnisse, aus welchen zu ersehen war, daß der Kaufmann Borollet gerade zu der Zeit, als der Mord von Durand begangen war, in seiner Heimath sich

aufgehalten habe. — Dem Magistrat war das nicht genug Rechtfertigung, es mußten auch noch Zeugen auftreten, die bewiesen, daß der Gefangene Barollet selbst sey, und daß er nicht bloß etwa den Namen desselben führe. Lange mußte der Unglückliche noch in Ketten schmachten, bis endlich seine Unschuld vollkommen erwiesen ward. Ein Handlungsgefeschaftler aus seinem Orte, der ihn persönlich kannte, erschien mit den nöthigen Handlungsbüchern, und legte die Unschuld Barollets so schön an den Tag, daß sie keinem Zweifel mehr unterlag. Die Magistratspersonen konnten nun nichts weiter mehr einwenden, erklärten seine Unschuld, und gaben ihm nach langem Herumziehen die lang ersehnte Freyheit.

Ueberaus süß und angenehm war für ihn das Gefühl der wiedererlangten Freyheit. Von ganzem Herzen dankte er Gott für seine Rettung.

Er dankte auch dem, welchen Gott als Werkzeug erkor, ihn zu retten, dem Lord Torrington.

18.

Einige Lehren für Kinderwärterinnen.

Wenn dir Kinder anvertraut werden, so halte die Aufsicht über dieselben für kein geringes Geschäft. Es ist nicht genug, Kinder auf den Armen herum zu tragen und zu hütchen, sondern merke dir noch folgende Lehren:

1. Laß dir die Gesundheit der dir anvertrauten Kinder angelegen seyn, bewahre sie vor Unglück, und verhüte alles, was ihnen nachtheilig werden könnte. Verlasse sie nie, wenn du bey ihnen seyn solltest. Laß sie deine Augen immer begleiten, und deine Hände beschützen; denke, die Aufsicht über Kinder ist ein Engelsgeschäft.

2. Ist ein Kind durch eine Unachtsamkeit unglücklich gewesen, ist es gefallen, oder am Körper verletzt, so suche es nicht zu verheimlichen, sondern zeige es den Aeltern alsogleich an, damit sie die rechten Mittel anwenden, und das Uebel gehoben werden kann. Durch Verheimlichung des Fehlers der Kindermädchen ist schon manches Kind lebenslänglich unglücklich geworden.

3. Halte die Kinder immer reinlich und ordentlich an Körper und Wäsche. Es kostet dich nur Aufmerksamkeit und eine kleine Mühe; deine Pünctlichkeit wird dir Ehre bringen, und dich ungemein empfehlen.

4. Sey liebevoll und freundlich, und mit den Kindern kindlich, aber nicht kindisch, so werden sie dich lieb gewinnen. Beleidigen dich die Kinder, so sey nicht auffahrend, noch weniger aber schimpfe auf sie. Ueberlaß den Aeltern Verweis und Strafe. Sey den Kindern Muster auch im Dulden und Schweigen.

5. Sind dir etwas erwachsene Kinder anvertraut, so laß ihnen ja nichts hören und sehen, was unanständig und unsittlich ist; was einen schlimmen Eindruck auf sie machen könnte. Ein einziges böses Beyspiel verdirbt mehr, als hun-

dert gute Lehren nützen. Manches Kind ist durch die Schuld einer bösen Wärterinn an Seele und Leib verdorben worden.

6. Suche die Kinder nie durch abergläubische Erzählungen, Gespenster- und Geistergeschichten in Furcht zu setzen, und ihre jungen Gemüther irre zu führen. Zeige übrigens in deinem Dienste Treue und Ehrlichkeit, sey verschwiegen und gehorsam, so wirst du überall wohl gelitten seyn.

Sey ehrlich, redlich, fleißig treu
 In deinem Dienst, so schwer er sey;
 Denn Fleiß und Treu' und reine Hand
 Geht, wie man sagt, durch's ganze Land.

I n h a l t.

	Seite
Der kleine Emil, oder Muster eines guten Knaben	5
Elise, das Bild eines sitzamen Mädchens . . .	9
Gute Kinder sind der Aeltern Trost und Freude . . .	12
Denksprüche aus der heiligen Schrift, welche sich besonders auf die Liebe der Kinder gegen ihre Aeltern beziehen	16
Lina, das arme Kindermädchen, oder die Aufsicht über Kinder, ein Engelsgeschäft	19
Die verborgene Wohlthäterinn	25
Die brave Schülerinn	31
Muster eines wohlthätigen Menschen	37
Der arme, verlassene Waise	41
Der ungerathene Sohn, oder so geht es, wenn man in der Jugend verzärtelt wird	48
Jugendlicher Leichtsinn, oder die unglückliche Reise nach Amerika	51
Der ehrliche, rechtschaffene Bürger	58
Seine Leidenschaften besiegen, eine schwere, aber nützliche Kunst	60
Ein Beispiel von einem hohen Alter, oder das Hexenmännchen zu Haching	62
Das ehrliche Dienstmädchen, oder die Unschuld im Gefängnisse	67
Der Jüngling am Scheidewege	73
Louise, die gute Tochter	78
Große Gefahr eines Menschen, auf gleiche, un- schuldige Weise hingerichtet zu werden	83
Einige Lehren für Kinderwärterinnen	87

Lehrreiche
Erzählungen.

Ein Geschenk

für

die Jugend

von

W. Maurer.

Zweytes Bändchen.



Wien.

Mausberger's Druck und Verlag.

Leipzig

Verzeichniß

der

1784

die

von

1784

Verzeichniß

1784

Verzeichniß der Bücher und

Die Reise durch's Leben *).

Ein junger Wanderer wollte nach einer schönen Stadt reisen, die er sehr hatte rühmen hören, und wo er auf immer sein Glück zu machen hoffte.

Als er noch nicht weit gegangen war, kam er auf eine grüne Wiese, wo er auf einmahl so viele Wege vor sich sah, daß er nicht wußte, welchen Weg er wählen sollte.

Während er nun so unentschlossen da stand, trat ein freundlicher Greis zu ihm, und fragte ihn, wo er hin wollte. Der Wanderer nannte ihm den Ort, und der Greis erboth sich, sein Führer zu seyn, wenn er ihm folgen wollte. Aus seinen Augen leuchtete etwas Liebevolltes hervor, welches dem Wanderer sogleich ein solches

*) Da dieses Buch vorzüglich für Kinder bestimmt ist, welche aus der Schule in das öffentliche Leben treten, so sey es mir erlaubt, die lehrreiche Parabel, welche schon Vater Campe und Andere in ihren Schriften vorgetragen haben, auch hier zur Belehrung der unerfahrenen Jugend anzureihen.

Zutrauen gegen ihn einflößte, daß er sich keinen Augenblick bedachte, sich seiner Führung gänzlich zu überlassen. Sie gingen also mit einander fort.

Es war noch früh am Tage. Die Sonne schien schön am Himmel; die Vögel sangen in der Luft; in der Ferne rauschten sanfte Bäche, und die Wiese glänzte von Thau. Ihr Weg schlängelte sich auf weichem Grase durch Blumenfelder hin. Rund umher erblickte man nichts als eine reizende Ebene. Wenn man aber in der Ferne gerade vor sich hinblickte, schien es, als ob ein kleiner Hügel dämmerte, den man jedoch wegen seiner weiten Entfernung kaum bemerken konnte.

»O! wie schön,« rief der Wanderer voll Entzücken aus, »wie schön ist die Gegend, und wie angenehm ist der Weg, den wir wandeln!«

»Siehst du in der Ferne jenen Hügel?« sagte der Greis. »Der liegt auf unserm Wege, und wir müssen ihn bald übersteigen.«

»O, der ist noch weit entfernt,« versetzte der Wanderer; »und wenn wir ihn auch übersteigen müssen, so wird das wohl gar so mühsam nicht seyn, weil es nur ein kleiner, unbedeutender Hügel ist.«

Als sie noch so sprachen, fing der Weg an, etwas unebner und rauher zu werden, als er am Anfange war. Anstatt, daß er sich, wie vorher durch blumichte Wiesen, schlängelte, lief er jetzt oft über spizige Steine und zwischen stehenden Dörnern hin, verlor sich zuweilen im tiefen

Sande, und kam auf einem dürren, steinichten Erdreich wieder zum Vorschein.

Die Sonne stieg höher herauf, und fing schon an, ihre brennenden Strahlen senkrecht herabzuschießen. Indes näherten sie sich dem Hügel.

Dieser schien sich bey jedem Schritte zu vergrößern, und stellte sich ihnen zuletzt als einen hohen, steilen Berg dar, dessen Anblick den Wanderer schon mit Schrecken erfüllte.

Der junge Reisende fing nun an, Kleinmüthig zu werden, und fragte seinen Führer: ob sie nicht unten um diesen Berg herumgehen könnten, weil es doch bey dieser brennenden Sonnenhitze wohl unmöglich wäre, ihn zu übersteigen.

»Hier geht gleich ein Weg ab,« sagte der Greis, »der schlängelt sich unten um den Berg herum. Schon mancher hat mich hier verlassen, und diesen Weg erwählt, ist aber nie in die Stadt gekommen, wohin er gedachte, und wohin du jetzt kommen willst. Willst auch du nicht hier verlassen, so steht es dir frey. Glaubst du aber, daß ich es gut mit dir meine, so folge mir!«

Der Wanderer traute seinem Führer, und folgte ihm. Wie sie nun an den Berg hinan kamen, war er wirklich nicht so schrecklich steil, als er ihnen vor Kurzem noch geschienen hatte. Dem ungeachtet wollte der Wanderer ein wenig ausruhen; sein Führer aber sprach ihm Muth ein, und sagte:

»Sey nur getrost! Wir kommen nun bald

auf den Gipfel; berg ab wird es schon besser gehen. Dann kommen wir in ein anmuthiges Thal, wo das reinste Wasser aus den Felsen quillt, und wo die Bäume mit den schönsten Früchten prangen. Da wollen wir uns wieder erquicken, wenn wir diesen Berg werden erstiegen haben. « Wenn nun der Wanderer träge und müde wurde, so dachte er nur an das anmuthige Thal, und war auf einmahl wieder fröhlich und munter. Auf diese Art erreichten sie bald den Gipfel des Berges.

Hier konnten sie nun den ganzen Weg übersehen, welchen sie zurückgelegt hatten, auch konnte man bemerken, wie der Pfad, der sich unten um den Berg herum zog, immer weiter von der rechten Straße abging, und zuletzt auf einen tiefen Abgrund zuführte, den man nur von diesem Berge, unten aber auf dem Wege selbst nicht bemerken konnte.

Nun dankte der Wanderer seinem Führer herzlich, daß er ihm von diesem Wege abgerathen habe.

Vor sich sahen sie das anmuthige Thal, das immer näher zu kommen schien, in der Ferne aber war es, als ob sich noch mehrere Berge zeigten, wovon einer immer höher als der andere war.

»Laß dich nicht durch dieß anmuthige Thal zu sehr anlocken,« sagte der Greis, »und denke, daß wir uns nur darin erquicken wollen, damit wir über jene Berge unsern Stab weiter setzen können; denn wir reisen ja nicht, um uns zu erqui-

cken, sondern wir erquickten uns nur, um weiter zu reisen.«

Sie kamen unter angenehmen Gesprächen und süßen Hoffnungen in's Thal herab, setzten sich unter einen Baum, und labten sich da an der kühlen Quelle und an den schönen reifen Früchten, die sie mit leichter Mühe frisch vom Baume abpflücken konnten.

»So angenehm ist der Genuß nach der Arbeit,« sagte der Greis; »aber die Arbeit nach dem Genuß ist, unsere Reise fortzusetzen; denn wir haben noch mehrere Berge zu übersteigen, ehe wir unser gewünschtes Ziel erreichen. Nun ging ihre Reise gut von statten. Auf jeden steilen Berg, den sie mühsam ersteigen mußten, folgte immer ein kleines anmuthiges Thal, wo sie sich wieder erquickten konnten. Abends kehrten sie in einer Herberge ein; und am Morgen, sobald die Sonne aufging, waren sie schon wieder reisefertig; und machten sich auf den Weg.

So legten sie in einigen Tagen eine weite Strecke zurück, und trösteten sich mit dem Gedanken, daß sie der Stadt, wohin ihre Wünsche gingen, nun immer näher kämen. —

Oft schien sich der Weg in unabsehblichen Krümmungen zu verlieren; allein, ehe man es sich versah, schlängelte er sich wieder schön und gerade vor ihnen auf der Ebene hin. Zuweilen schien es ganz unmöglich, auf einen steilen Berg zu kommen, den sie vor sich sahen; allein ihr Pfad lief unbemerkt an der Seite des Berges durch tausend Krümmungen im Gebüsch hinauf,

so daß sie ihn, wider alles Vermuthen, ganz bequem ersteigen konnten.

Einmahl aber gingen sie in einem tiefen Grunde, und an beyden Seiten über ihnen hingen große Felsenstücke herab, welche alle Augenblicke herabzustürzen drohten.

Der Wanderer fing an zu zagen; allein sein Führer sprach ihm Muth ein, und sie kamen glücklich durch; die Felsen stürzten nicht über sie zusammen, und die drohende Gefahr verschwand.

Nun setzte der Wanderer ein recht volles Vertrauen auf seinen Führer, und hätte ihn nicht verlassen, wenn er durch Feuer mit ihm hätte gehen sollen.

Eines Tages war es heiter Wetter, und alles still um sie her. Sie hatten einen rauhen Weg zurück gelegt, und gingen auf einer grünen Ebene, wo sie von einer sanften Luft umweht wurden, die nach und nach den Schweiß von ihrer Stirne abtrocknete. Da blickte der Greis den Wanderer freundlich an, und sagte: »Jüngling, sey getrost! Unsere Reise geht nun bald zu Ende; und ehe du es dich versiehst, sind wir in unserer geliebten Stadt, wo deine Freunde, die du dort antreffen wirst, sich schon auf deine Ankunft freuen, und bereit sind, dich mit offenen Armen zu empfangen. Aber zittre nicht; wir müssen vorher noch durch ein dunkles Thal, wo die Sonne und der Tag vor unsern Blicken verschwinden, und der Boden unter unsern Füßen weichen wird. Da halte dich nur fest an mich, und fürchte nichts, denn ich werde dich glücklich

hindurch führen, und bis an den Ort deiner Bestimmung bringen.«

Sie waren noch nicht weit gegangen, als sie schon das dunkle Thal erblickten, das sich schwarz und furchtbar vor ihnen eröffnete. Allein der Wanderer stieg an der Hand seines Führers mutig hinab.

Und als es immer dunkler um ihn wurde, und die Sonne und der Tag vor ihren Blicken verschwanden, da konnte er seinen Führer fast nicht mehr sehen; er hielt sich aber fest an ihn, und als der Boden unter seinen Füßen wankte, da bebte er nicht, sondern hielt sich immer fester an seinen Gefährten, und dieser brachte ihn glücklich durch das dunkle Thal hindurch.

§ Löblich ging eine schöne Sonne auf, am Himmel glänzte ein heller Tag, und vor ihnen lag die Stadt, das Ziel ihrer Wünsche, in unbeschreiblicher Schönheit.

Diese Geschichte, Kinder! ist ein Bild des menschlichen Lebens. Sucht sie also auf euch anzuwenden. Ihr habt nun auch eure Wanderschaft durch dieß Leben angetreten. Bis jetzt ist euer Weg noch immer ziemlich eben und gebahnt gewesen. Ihr habt noch wenig Ungemach erlitten. Nun seyd ihr in einem Alter, wo ihr von Wegen, die vor euch liegen, einen wählen, und euch entschließen müßt, ob ihr gute Menschen werden wollet, oder nicht. Fühlt ihr nicht alle tief in eurer Seele den Wunsch, recht vergnügt und recht glücklich zu seyn? Glückseligkeit ist also wohl das Ziel, wornach ihr alle strebt. Dieß ist

die Stadt, welche ihr sucht, und der einzige Endzweck eurer Reise.

Wenn ihr also dieß Ziel verfehlen sollet, was würde euch denn noch übrig bleiben, als Reue und Verzweiflung? Der einzige Weg aber zur wahren Glückseligkeit zu gelangen, ist, daß ihr euch der Führung Gottes gänzlich überlaßt. Ihr wißt aber vielleicht nicht, was ihr euch unter der Führung Gottes denken sollet?

Gott führt euch nicht unmittelbar, wie der Greis den Wanderer; er hat euch aber eure gesunde Vernunft und seine heiligen Gebothe gegeben; durch diese will er euch den rechten Weg zur Glückseligkeit leiten.

Wenn ihr also vernünftig handelt, und die Gebothe Gottes auf's Genaueste beobachtet, so überlaßt ihr euch eben dadurch der Führung Gottes.

Dann müßt ihr aber nicht verlangen, daß euch Gott beständig soll auf Rosen gehen lassen. Ihr müßt vielmehr den Weg so nehmen, wie er nun einmahl ist.

Denn ein Wanderer kann ja unmöglich verlangen, daß ihm zu Gefallen, damit er etwas bequemer gehen könne, Berge und Hügel vor ihm weggeräumt werden. Eben so wenig könnt auch ihr begehren, daß die ganze Einrichtung der Welt verändert werden soll, damit ihr gar keine Widerwärtigkeit und nichts Unangenehmes im Leben zu ertragen hättet.

Wenn ihr also bisher noch wenig Ungemach erlitten habt, so stellet euch doch nicht vor, daß

ihr in euerm künftigen Leben gänzlich davon befreuet seyn werdet.

Macht euch vielmehr schon früh auf die Widerwärtigkeiten und Mühseligkeiten des Lebens gefaßt, damit ihr das Vertrauen auf Gott nicht fahren lasset, wenn sie unvermuthet über euch kommen.

Wenn ihr oft glaubt, daß euch nichts fehle, und daß ihr vollkommen glücklich seyd; wenn die ganze Natur um euch lächelt, und Alles Freude athmet: so stellet euch dieß Leben nicht zu reizend vor, sondern denkt an den kleinen Hügel, den der Wanderer in der Ferne erblickte, und welcher nach und nach, so, wie sie ihm näher kamen, zu einem hohen Berge wurde.

Murret also nicht wider Gott, wenn euer Weg durch dieses Leben manchemahl auch etwas rauh und uneben wird, so ertragt es standhaft. Und wenn ihr euch dann bewußt seyd, daß ihr Gottes Gebothe beobachtet, so seyd ihr auch gewiß, daß es Gott ist, der euch führt, und daß er den Weg zur Glückseligkeit gewiß besser weiß, als wir ihn wissen.

Wenn ihr also nur fromm und fleißig seyd, und euere Pflichten immer genau erfüllt, so darf euch auch nicht bange seyn, wenn ihr auf eurer Lebensreise endlich im finstern Thal des Todes ankommt, denn der fromme Mensch ist fest überzeugt, daß seine Seele sich ewig bey dem erfreuen wird, von dem sie zu dieser irdischen Wanderschaft berufen wurde.

**Die Jugend von Mengersberg am Gra-
be ihres seligen Pfarrers, Bonifaz Steg-
müller *).**

Ein Blümlein auf das Grab des Verbliebenen.

Das Blumenkleid des Lenzes schmückte be-
reits Thäler und Wiesen, munter sangen die Vö-
gel ihre lieblichen Lieder der sinkenden Sonne
dankend zu, für ihr Licht und ihre Wärme, die

*) Man erlaube mir, der ich nur wenige Jahre
Zeuge seines rein-moralischen Wandels war, dem
edlen Verklärten hier ein kleines Denkmahl zu
setzen, und seine schöne Laufbahn nach Wahrheit
mit möglichster Kürze zu schildern. —

Der königl. bayrische Districts-Schulen-In-
specter und Pfarrer von Unterschwarzach und
Mengersberg, Herr Anton Bonifaz Steg-
müller, war im Jahre 1777 den 23. May zu
Euchendorf, einem kleinen Marktflecken in Unter-
bayern, königl. Landgerichts Landau, geboren,
und von rechtschaffenen Aeltern fromm und gots-
tesfürchtig erzogen. Seinen ersten Unterricht er-
hielt er in der dortigen Marktschule. Von da
aus brachten ihn seine Aeltern in das damahls be-
rühmte Seminar nach Altersbach. In dieser Un-
terrichts-Anstalt zeichnete er sich bald als ein Mu-
ser unermüdeten Fleißes und Gehorsames vor
allen seinen Mitschulern aus. In Straubing vol-
lendete er seine Studien, und suchte hierauf die

sie den Tag hindurch über dieses Erdenthal verbreitete. Schon war sie nicht mehr zu sehen die Wohlthäterinn der Welt, schon hatte sie sich unter den westlichen Hügeln verloren, um am künf-

Aufnahme in das ehemahlige Benedictiner-Stift zu Niederalteich, die ihm auch in Hinsicht seiner trefflichen Zeugnisse gern bewilligt wurde, wobey sein Taufname in den Klostersnahmen Bonifazius umgeändert word.

Im Jahr 1800 im Monathe July wurde er zum Priester geweiht; und hier zeigte es sich, daß er in der Wahl seines Standes seine Sphäre gut getroffen habe.

Nach Aufhebung des Stifts im Jahr 1803 hielt sich Bonifaz in seinem Vaterorte auf, wo er Anshilfe in der Seelsorge leistete, bis er, zum Damenstifts-Vicariate Arbing bey Osterhofen berufen, die Stelle eines öffentlichen Seelsorgers antrat. Hier erwarb er sich wegen seiner vorzüglich treuen Amtsführung und seines mustervollen Betragens allgemeine Achtung und Liebe; und auch bey dieser Gemeinde ist sein Andenken wegen einer durch ihn neu errichteten Schule noch bis auf diese Stunde im Segen. Seine Verdienste wurden in der Folge dadurch gewürdiget, daß er zur Pfarre Schwarzach befördert wurde.

Auch hier war er, ungeachtet seiner schwächlichen Gesundheit, unermüdet im Volksunterricht bey Erwachsenen und bey Kindern, die er alle bis zu seiner letzten Lebensstunde mit der gefühlvollsten Zärtlichkeit liebte und belehrte. — Er scheute keine Mühe noch Kosten, für das Wohl derselben recht väterlich zu sorgen. Durch seine einnehmende und unwiderstehliche Beredsamkeit

tigen Morgen mit neuer Pracht im Osten zu glänzen; schon schwiegen die muntern Baumbewohner und begaben sich unter den Gebüsch zu Ruhe; ringsumher schien die ganze Natur im Schlum-

ermunterte er auch die Gemeinde zu Beyträgen für Kirche und Schule. — Er selbst war gleichsam der zweyte Stifter der Marktkirche am Rohrberrg. Durch seine thätige Veranstaltung erhielt dieses Gotteshaus ein neues Gewölbe, Altäre, eine große Orgel, und anderes, was zur Verschönerung derselben beytrug. Auch stiftete er unter seinen Pfarrkindern den sogenannten Liebesverein, vermöge dessen nicht nur Vermögliche, sondern auch minder Vermögliche sich freywillig antheilhaft machten, vierteljährig gewisse Beyträge zu obigen Zwecken zu leisten.

Als er zum Districts-Inspector des Königl. Landgerichts Deggendorf ernannt wurde, war er vorzüglich bemüht, den ihm anvertrauten Schulen empör zu helfen; und schmerzlich fiel es ihm, daß er, außer der Hinopferung seines eigenen Vermögens, keine höhere Unterstützung erhalten konnte; er hätte auch in der Folge einen ähnlichen Verein in seinem Districte noch gestiftet, um den Bedürfnissen der ärmsten Schulen zu steuern, wozu ihm mehrere Inspectoren bereits namhafte Beyträge gegeben hatten. Nicht nur seine Schulvisitations-Gebühren, sondern noch mehr opferte er zum Besten der ihm übertragenen Schulen.

Von seinen Verdiensten um die Schule zeugen auch die Schulprotocolle, obschon seine Bescheidenheit das viel gestiftete Gute immer zu verhüllen wußte. —

Auf ihn läßt sich der Spruch des größten Leh-

mer zu liegen, nur über die Augenlieder der zärtlichsten Mädchen, Rosalie und Louise, die ihren, durch den Tod entrissenen Lehrer, ihren würdigen Pfarrer, oft beweinten, ergoß sich kein er-

rens des Christenthums wohl anwenden. » Er hat einen guten Kampf gekämpft, und seinen Glauben bewahret, und nun, da er seinen Lauf vollendet, ist ihm beygelegt die Krone der Gerechtigkeit.« — Er war Sieger im Kampfe mit allen Stürmen der Zeit, die er mit unaussprechlicher Sanftmuth und Geduld zu ertragen wußte. Er war immer fest überzeugt, daß ungeachtet der politischen Umwälzungen, doch die Vorsehung über uns wacht, die das Heilige schützt. — Er war übrigens auch Sieger im Kampfe mit den Leidenschaften. Habucht und Geiz waren ihm ganz fremd; so lange er hatte, hatten auch die Armen. — Immer nüchtern, arbeitsam, bescheiden, ohne Arglist, ohne die geringste Verstellung bekämpfte er mit immer heiterer Laune die Beschwerden seines priesterlichen Amtes als Mann, als Christ, als Lehrer der Religion. Er bewahrte den Glauben nicht nur durch Worte, sondern auch in der That. Wer Zeuge seines Privatlebens war, wurde oft durch sein Beyspiel erbaut. Alles lenkte er auf Gott, die Urquelle alles Guten, hin. Ferne von pharisäischer Andächteley war seine Frömmigkeit männlich, seine Religiosität vernünftig. Schade, ewig Schade, daß dieser Mann so früh der Welt entrissen wurde; doch — frühe vollendet, hatte er doch viele Jahre erreicht. —

»Wenn der Gerechte auch frühe stirbt, so wird

quickender Schlummer. Sie begaben sich Abends in's Freye, um die blumichten Fluren des Frühlings zu besuchen. Der freundliche Mond war schon aufgegangen, und unsere beyden Mädchen

er im Frieden ruhn. a Spr. der Weisheit
4. v. 7.

Die Welt änderte sich um ihn her, er wußte es und hielt gleichen Schritt mit ihr, aber nicht gleichen Geist. Seinen Sinn für Religion und Tugend änderte er nie.

Kurz, er zeigte sich allenthalben als ein frommer Priester und eifriger Seelsorger.

Seine Pfarre war ihm ein zu bearbeitender Weinberg; keine einträgliche, gemächliche Pfründe. Für seine Gemeinde war er ein guter Hirt, kein Miethling. Für die Jugend ein wahrer Kinderfreund, kein Feind. Für die Armen ein liebreicher Vater. Für Fremde ein biederer Gastfreund; Für die Kanzel ein christlicher Redner, aus dessen Munde Gottes Geist sprach, und zwischen dessen Worten und Wandel kein Unterschied war. Für den Sünder ein wahrer Seelenarzt. Für den Kranken ein salbungsvoller Tröster. Für jeden Leidenden ein liebreicher Bruder. Für Alle ein Muster der Sanftmuth und Demuth. Froh in Ehren wie er mit den Fröhlichen, trauernd mit den Trauernden. Alle, die ihn kannten, ehrten ihn; zum Feinde hatte er nicht einen einzigen Menschen. Seine Herzensgüte verschaffte ihm schon im Leben die Liebe und Achtung, und bey seinem Hinscheiden das Bedauern aller Bekannten.

Treu in der Erfüllung seiner Pflichten wird ihn der Herr befunden haben, und als den Getreuen über noch mehr setzen, deßhalb rief er ihn

pflückten in einem Thale noch geschäftig den Schmuck der Wiese, die blühenden Blumen. Louise stand so eben bey einem Weilchen, als sie voll Freude ausrief: »Komm, du bescheidenes, wohlriechendes Blümlinchen! Du sollst nicht so verborgen bleiben; ich will dich pflücken, und dir das schönste Plätzchen in meinem Zimmer einräumen.« Voll Freude pflückte sie das Weilchen, und zeigte es ihrer ältern Freundin Rosalie. Diese nahm sie sanft bey der Hand, und sprach: »Sieh Louise! wie du der Wiese das Weilchen raubtest, so raubte uns des Todes Hand den unvergeßlichen Jugendfreund, unsern braven Lehrer und Pfarrer Stegmüller, unsern besten Führer; und wie du nun das Weilchen versetzest in das schönste Plätzchen deines Zimmers, so versetzte ihn der

von diesem Leben ab; und Bonifaz folgte mit kindlicher Ergebung diesem göttlichen Rufe den 31. August 1816 im vierzigsten Jahre seines ruhmvollen Lebens.

Die Gemeinde verlor an ihm einen unvergeßlichen Hirten. Ihre Liebe zu ihm sprach sich deutlich am Tage der Beerdigung aus, wo kein Auge unbenehmt blieb. Sein Andenken aber bleibt noch mehrere Generationen im Segen. Keine Lästung wird sein Grab beschweren. Tausende, welche durch ihn zur Tugend ermuntert und zu Frieden wurden, werden ihn segnen.

Ihn segnen alle Menschen, die ihn kannten, und die er ohne Unterschied des Standes liebte.

Ihn segnet auch das Vaterland, dem er so eifrig ohne allen Eigennus diente.

Herr des Lebens nunmehr in weit seligere Gesilde.«

Ja wohl, liebe Rosalie; aber wir, wir sind nun verwaiste Kinder, wir hören nicht mehr seine zärtliche Vaterstimme, mit der er Tugend und Religion in unsere Seelen pflanzte. Thränen flossen den guten Mädchen von den Wangen, als sie voll schwesterlicher Liebe einander die Hand reichten und sprachen: »Wahre Seelenruhe, reine Freude und Heil ist nur bey unserm Jugendfreunde da oben. Wir wollen hin zu seinem Grabe, wo seine irdischen Ueberreste ruhen, dort unsern Thränen freyen Lauf lassen, und es laut zu erkennen geben, daß wir ihn lieben, ihn ewig lieben werden!« —

Die Mädchen eilten hinan den Berg, dessen Krone nun Stregmüllers Asche einschließt. Sie kamen zur Kirchhofthür. Schüchtern blickten sie umher; kein lebendes Geschöpf war auf dem großen, weiten Kirchhofe. — Der liebliche Mond hatte sein volles, silberfarbes Antlitz bisher unter düstern Wolken verhüllt; nun aber sah er lächelnd hervor, und beleuchtete mit mattem Schimmer den neu aufgeworfenen Grabhügel. Die Mädchen gingen hin, und traurig rief Rosalie aus: »Ach, hier ruht des Verkürzten sterbliche Hülle! Er war uns hiernieden Vater und Freund, und führte uns zur Tugend. Sein Byspiel, seine Lehre schwebte uns stets vor Augen! — O, könnte er nur noch ferner unser Leiter, der Schutzgeist seyn auf unserer oft gefährlichen Lebensbahn!« So sprach sie noch, mit Thränen

im Auge, als sich ihr plötzlich eine männliche Gestalt näherte. Anfangs erschrafen beyde Mädchen sehr, da sie aber erkannten, daß es ein Mann von demselben Orte sey, der sie im Stillen beobachtete und mit ihnen trauerte, wurden sie dreister und redeten ihn an; er aber rief mit freundlicher Stimme ihnen zu:

O ihr lieben, guten Kleinen!
 Warum wollt ihr länger weinen.
 Ach, trocknet den thranenden Blick,
 Der Edle kehrt nimmer zurück.

Ach, er ruhet hier in dieser Gruft
 Unter sanfter Beilchen Duft.
 Und seht, schon benagt ihn der Wurm,
 Die Asch' verweht bald der Sturm.
 Er weilet jetzt vor Gottes Thron;
 Und empfängt der Tugend Lohn!
 Und lächelnd sieht er nun herab
 Auf's frühe ihm geword'ne Grab.

Drum seyd auch ihr stets bray und gut,
 Wie der hier im Grabe ruht.
 Ihr werdet ihn einst wiederseh'n
 Dort über den sternigten Höh'n. —

So sprach er, und schied von ihnen.
 Die Mädchen aber staunten und riefen:
 »Dank dir! guter Mann! Dank! Wir werden
 ihn also wiedersehen! Dieß ist unser Trost! un-
 sere Hoffnung! — Wir wollen nun fromm und
 rechtschaffen leben, daß wir ihn wiedersehen kön-
 nen; dieß versprechen wir dir, Gott! der du

unsere Herzen kennst, am Grabe des selig Wollendeten hier. Mit Schwesterlicher Liebe reichten die Mädchen einander die Hand, wandten ihre bethrünten Augen himmelwärts, und blieben noch eine Weile so stehen. Endlich verließen sie den Hügel, — und kehrten in ihre stillen Wohnungen zurück, mit dem festen Vorsatz, ewig ihres Gelübdes eingedenk zu seyn. —

Der Lehrer hoher Tugend,
 Der Freund der zarten Jugend
 Der nie ein Aug' getrübt,
 Der Seelenhirt und Vater,
 Ein Freund und ein Berather,
 Von aller Welt geliebt;
 Genießt mit Lust den Segen;
 Den seiner Tugend wegen
 Ihm nun der Himmel gibt.

21.

Gott verlangt treue Verehrung.

Es war einmahl ein König, der war sehr weise und gut. Er glaubte, daß er nur deswegen König sey, um alle seine Unterthanen möglichst glücklich zu machen. Und er hatte den wahren Glauben; denn er ließ es nicht bloß bey dem Glauben bewenden, sondern handelte auch immer so, wie er glaubte, daß es recht und gut wäre. Auch war er nicht damit zufrieden, daß er's so gut gemacht habe, sondern er dachte immer noch nach, ob er's nicht noch besser machen könnte,

und da gelang es ihm denn endlich, ein recht königliches Stück Arbeit zu vollenden. Er gab seinen Unterthanen ein Gesetzbuch, welches im Grunde nichts anders war, als eine weise und väterliche Belehrung, wie man leben und handeln müsse, um als Welt- und Staatsbürger sich und Andere glücklich zu machen. — Das Volk erkannte, daß sein König es gut mit ihm meine, und beschloß aus Dankbarkeit, alljährlich einen Festtag zur Ehre des guten Königs zu feyern. Der König ließ sich diesen Beweis der Dankbarkeit wohl gefallen, nicht weil es ihm Freude gemacht hatte, sich loben zu hören, sondern weil er glaubte, daß dieß Fest seinen Unterthanen selbst frommen werde. Denn, dachte er bey sich selbst, sie werden an diesem fröhlichen Tage mit gerührten Herzen den Entschluß erneuern, aus Liebe zu ihrem Könige seine Gesetze desto genauer zu befolgen, und reichlich wird dann hie und da ein Samenkörnchen auf gutes Land fallen, und tausendfältige Frucht bringen. —

So dachte er. Die Ernte fiel aber nicht so gut aus, wie der Sämann es erwartete, denn des guten Landes war nur wenig. Zwar drängten sie sich scharenweise zu den Altären des Königs, und jeder Mund war voll seines Lobes: aber seine Verordnungen befolgten sie nicht und seine Gesetze brachen sie schändlich; und die Schriftgelehrten sängen an zu zanken über den Buchstaben des Gesetzes, und den Sinn einiger dunkler Worte, die sie durch die Erklärungen noch dunkler machten. Um dieser Worte willen trennten sie sich in

Parteyen, und haßten und verfolgten sich, daß es ein Gräuel war. Das thaten sie aber, wie sie wähnten, bloß aus Ehre ihres Königs und seines Gesezbuches. Da ward der König zornig und sprach: »Ihr Heuchler! — warum nennt ihr mich Herr und Vater, so ihr doch die Herzen meiner Kinder entzweyhet, und euch unter einander verfolget? — Wisset ihr nicht, daß nur in Ausübung reiner Nächstenliebe Erfüllung meiner Geseze liegt? Wie kann der den Vater lieben, der seine Brüder haßt? — Und o ihr Ehoren und Menschen trägen Herzens! ihr zanket über Titel und Worte, aber das Schwere im Geseze, That und Ausübung, lasset ihr da hinten. — Was fruchten euch gute Geseze, wenn ihr sie nicht haltet? Und was soll mir euer Lob, so ihr doch meinen Willen nicht thut, und meine Geseze schändet? Hinweg von meinem Angesichte, wer mich bloß mit dem Munde bekennt, und durch seine Werke verläugnet!« —

Was hilft es mir, ein Christ zu seyn,
 Wenn ich nicht christlich lebe,
 Und heilig, fromm, gerecht und rein
 Zu wandeln mich bestrebe?
 Wenn ich im seligen Beruf,
 Zu welchem mich mein Gott erschuf,
 Nicht würdig mich beweise;
 Und den, der mich erschaffen hat,
 In Worten bloß, nicht durch die That
 Und gute Werke preise.

Gott prüft — Gott schützt die Unschuld.

Entfernt von einem Dorfe, in einer einsamen Hütte, nahe an einem Walde, wohnte ein junger Leinweber, der war fromm und rechtschaffen, aber arm. Seine Frau, eben so fromm und gutherzig wie er, half ihm treulich am Handwerke mit Garnspulen, vom frühen Morgen bis an den späteren Abend, und dennoch hatten die guten Leute oft Wochenlang nichts, als abgekochte Kartoffeln mit Salz; aber sie waren glücklich, denn sie lebten friedlich zusammen, und hatten ein gutes Gewissen.

Der Himmel hatte ihnen drey hoffnungsvolle Kinder geschenkt, die sie mit Sorgfalt erzogen und zu allem Guten anleiteten. Wer zu den braven Leuten kam, der freute sich ihres Frohsinns, und ihres liebevollen Umgangs, und mancher nahm gerne mit Kartoffeln in ihrer Mitte vorlieb, um sich zu erbauen an ihrem Reden und Wandeln. Einstmahls an einem schönen Sommerabende kam ein wohlgekleideter Mann zu dem Leinweber; er grüßte die Leutchen gar liebevoll, und bath sie, ihm nicht übel zu nehmen, daß er noch so spät sie störe. »Ich mache eine Fußreise in die nächste Stadt,« sprach er, »und kenne den Weg nicht; wollt ihr wohl so gut seyn, und mich ein: Stunde weit begleiten? hernach kann ich den Weg wohl selber finden, ich will euch reichlich dafür belohnen.« Flugs sprang der Weber

von seinem Stuhle, zog seinen abgetragenen, aber sauber geflickten Rock an, und schritt hurtig und freundlich vor dem fremden Herrn her. Unterwegs sprachen die Beiden von allerhand Sachen, und der Fremde war gar artig und zutraulich. Als es endlich ganz finster geworden war, stand der Unbekannte auf einmahl still, zog ein Pfeifchen aus der Tasche und pffiff so durchdringlich, daß dem armen Leinweber ein kalter Schauer durch alle Glieder fuhr.

In dem Augenblicke stürzten acht bis zehn fürchterliche Männer aus dem nahen Gesträuche hervor, und besprachen sich dann mit dem Fremden, der ihr Räuberhauptmann war, über den Einbruch in einer nahen Mühle, den sie in der Nacht vorhatten. Der Anführer stellte ihnen hierauf den armen Leinweber als einen neuangeworbenen Cameraden vor, der zwar etwas furchtsam sey, welches sich aber bald geben würde. Der unglückliche Mann fiel auf seine Knie, und flehte um Erbarmen, aber der Räuberhauptmann setzte ihm die Pistole auf die Brust, und sagte mit Zähneknirschen: »Entweder geh mit, oder stirb!« dann faßten ihn zwey Räuber zwischen sich, und schleppten ihn mit fort. Gegen Mitternacht langten sie bey der Mühle an, es wurde eingebrochen, und der Leinweber nebst noch einem Andern mußte Schildwache stehen. Allein man war den Räubern auf die Spur gekommen; hier war ihr Maß voll. Der Anführer und einige andere Räuber nebst dem unschuldigen Leinweber wurden gefangen, nur Wenige entflohen.

Indeß fing die arme Frau zu Hause an zu sorgen und zu zagen, ihr Mann blieb aus, und da er mit anbrechendem Morgen noch nicht zurückgekehrt, wurde ihr unaussprechlich Angst, die Nachbarn gingen aus ihn zu suchen, aber sie hörten und sahen nichts von dem Unglücklichen. Das arme Weib war trostlos. Erst gegen Abend erfuhr man den Einbruch in der Mühle, und zugleich, daß der Leinweber mit dabey gewesen, nebst dem Anführer gefangen worden, und auf Tod und Leben im Gefängniß sitze. Jetzt ließ sich die Arme nicht mehr halten; sie überließ einer Nachbarinn die Sorge für ihre Kinder, und lief, was sie laufen konnte, nach der Stadt hin, wo ihr Mann gefangen lag. Ihr erster Gang war zum Beamten, dem sie den Hergang der Sache erzählte, so gut sie ihn wußte, und ihn dann fußfällig bath, ihren armen unglücklichen Mann zu befreien. Aber der Beamte, der zwar von Herzen Mitleid mit ihr hatte, konnte ihr nicht helfen, denn die Sache mußte förmlich nach den Gesetzen ausgemacht werden; doch erlaubte er ihr, ihn zu besuchen. Unbeschreiblich ist der Auftritt, der nun erfolgte. Die beyden Eheleute rangen die Hände zum Himmel, und riefen zu Gott, dem Retter der Unschuld; dann suchte der Mann die arme Frau zu beruhigen, und bath sie, sich fest an Gott zu halten, der sie gewiß in dieser schrecklichen Noth nicht verlassen würde. Nach einer kurzen Unterredung mußten sich die guten Leute wieder trennen. Gestärkt im Vertrauen auf Gott, der die Un-

schuld schüßt, kehrte die Frau wieder zu ihren Kindern zurück.

Die Obrigkeit war durch mehrere nacheinander folgende Einbrüche veranlaßt worden, die Gesetze zu schärfen, und nach diesen hatte auch der arme Leinweber das Leben verwirkt, weil er bey der Bande ergriffen worden. Was aber das Schlimmste war: der Räuberhauptmann hatte mit seinen Cameraden verabredet, sie wollten den Leinweber an den Galgen bringen, es möge kosten was es wolle; demnach waren sie untereinander einverstanden, im Verhör Gleiches auszusagen. Der Anführer behauptete, der Leinweber sey schon bey mehreren Einbrüchen gewesen, und gab dann die Orte an, und mit dieser Aussage stimmten die Uebrigen überein; wenn dann der Beamte alle zusammen verhörte, und der arme Leinweber seine Unschuld behauptete, so wußten die Räuber ihre Behauptung so wahrscheinlich zu machen, daß kein Zweifel mehr übrig blieb; ja sie wagten es, ihm in's Angesicht zu sagen: ob er sich denn nicht vor Gott fürchtete, daß er so läugne? So ging es von einem Verhör zum andern, und der arme unschuldige Mann hatte keine Vertheidiger, als heiße Thränen. Endlich wurden die Acten geschlossen und dem Obergerichte übergeben. Dieses faßte nun kaltblütig das Urtheil: Der Leinweber sollte zuerst gehangen werden, und sodann auch die Uebrigen, nachdem sie die Hinrichtung des Ersten mit angesehen hätten. — Nachdem der Fürst dieses Urtheil unterschrieben, wurde es den Gefangenen

bekannt gemacht, und zugleich auch bestimmt, daß es binnen drey Tagen vollzogen seyn sollte. Das Mitleid mit dem armen Leinweber war in der ganzen Gegend allgemein; denn Jedermann hielt ihn für unschuldig; nur daß er nicht hätte mitgehen sollen, war die allgemeine Stimme. Der Pfarrer seines Orts besuchte ihn oft, und fand ihn, wie man leicht denken kann, in dem traurigsten Gemüths-Zustande; er suchte ihn durch Gebeth und Trostgründe der Religion aufzurichten, so, daß der gute Mann sich kindlich in Gottes Vaterwillen übergab. Seine Frau rief laut zum lieben Gott um Rettung, und am Tage vor der Hinrichtung lief sie, so wie sie ging und stand, nach der Residenz, und verlangte mit der Fürstinn zu sprechen. Nun traf es sich gerade, daß des Mittags über Tafel eine Geschichte war erzählt worden, von einem Hausvater, der unschuldig sey hingerichtet worden; dieß hatte Anlaß gegeben, auch von dem gefangenen Leinweber zu reden; denn die Sache war auch am Hofe bekannt, und der Fürst darüber bedenklich geworden. — Die Frau wurde augenblicklich vorgelassen. Ihr ehrliches Gesicht und ihre Wehmuth sprachen so laut, daß der Fürstinn die hellen Thränen über die Wangen liefen, und sie von der Unschuld ihres Mannes überzeugt wurde. Sie führte augenblicklich das arme Weib zum Fürsten; auch er wurde zu Thränen gerührt, und sagte: »Gute Frau! euer Mann soll leben; ich will sogleich Jemand abschicken, der dem Beamten diesen Befehl überbringt.« — Das war aber auch

hohe Zeit; denn es war Abend, und den andern Morgen um neun Uhr sollte der Unglückliche zum Tode geführt werden.

Zudem hatte der Courier zehn Stunden zu reiten. Die Fürstinn ließ darauf die Frau erquickten, und dann eilte diese mit Himmelsfreude und mit lautem Danke gegen Gott wiedert fort; allein sie war kaum zwey Stunden gelaufen, so konnte sie nicht weiter; sie mußte also einige Stunden ausruhen; so daß sie erst am folgenden Morgen um zehn Uhr wieder zurück kam. Der Courier aber, der Gnade für den Leinweber bringen sollte, stürzte mit dem Pferde, und hatte einen Fuß verrenkt, so, daß er nicht weiter kommen konnte; zum Glück war er nahe bey einer Poststation, er blieb also da, und übergab dem Posthalter den Gnadenbrief, der ihn dann so schnell als möglich durch einen Postillon weiter schickte.

Demungeachtet wurde durch diesen unglücklichen Vorfall das Ueberbringen um vieles verspätet. Hiervon wußte der Leinweber nichts, und der Amtmann eben so wenig. Die Glocke schlug neun, und das arme Sünderglöcklein tönte schauerlich in einzelnen Schlägen. Der Leinweber, von seinem frommen Seelsorger begleitet, trat nun seinen Todesgang an; ihm folgte der Räuberhauptmann, nebst den übrigen Gefangenen, von einer Compagnie bewaffneter Bürger, und einer großen Menge Volks aus der Stadt und der umliegenden Gegend begleitet. Stillergeben bethete er mit dem Pfarrer zum Herrn über Le-

ben und Tod; aufmerksam beobachtete ihn der Räuberhauptmann. Nun war der Zug beym Hochgericht angekommen, und der Leinweber schickte sich geduldig an, die Todesstrafe zu leiden. — In dem Augenblicke kam ein Postillon gesprengt, — hoch in der Luft einen Brief haltend, den er dem Beamten überreichte; dieser riß ihn hastig auf, und rief freudig erschrocken: »Gnade! Gnade für den Leinweber!« Nun entstand ein Jubel unter den Tausenden, der kein Ende nehmen wollte. — Wie vom Donner berührt, starrte der Räuberhauptmann in die Höhe; dann bath er sich vom Richter die Erlaubniß aus, zum Volke reden zu dürfen, und nachdem es ihm gestattet war, trat er auf das Blutgerüst, und winkte der Menge zur Stille. Alles horchte auf, so daß man keinen Laut mehr hörte, und der Räuber rief laut: »Es ist ein Gott: und dieser Gott ist gerecht! — das glaubte ich nicht, daher fürchtete ich ihn auch nicht, und erlaubte mir alle Sünden und Verbrechen. Aber es kamen mir doch oft in meinem sündlichen Leben Dinge vor, aus denen ich wohl vermuthen konnte, es sey ein Gott, der die Welt regiere; dieß wollte ich nun gewiß wissen, und dachte, wenn ich einen durchaus unschuldigen frommen Menschen zu meiner Gesellschaft brächte, und ihn zwänge, an allen unsern Verbrechen Theil zu nehmen, so Könnte der gerechte Gott, wenn es anders einen gibt, unmöglich zulassen, daß ein solcher unschuldiger Mensch mit uns in gleiche Strafe verfiele; er müßte ihn retten, wie

auch jege wirklich geschehen ist: denn der Leinweber ist vollkommen unschuldig, und ein frommer rechtschaffener Mann. Mit ihm habe ich die Probe gemacht, und Gott hat ihn gerettet. Ja, wahrlich! es ist ein Gott! und ein gerechter Gott! — Und nun bath er um die Gnade, wieder in's Gefängniß gebracht zu werden, indem er versicherte, er habe noch wichtige Geständnisse zu machen. Er wolle alsdann seine Strafe gerne leiden, die er doppelt und dreyfach verdient habe. Dem Räuber wurde seine Bitte gewährt, und er und seine Gefährten wurden wieder zurückgeführt, und in Ketten geschlossen.

Unterdessen hatte man den Leinweber erquickt und gestärkt, und so wie man ihn aus dem Kreise brachte, liefen viele junge Männer herzu, hoben ihn auf ihre Schultern, und trugen ihn in die Stadt; andere sammelten Geld für ihn, so, daß er einige hundert Gulden bekam. So wie man ihn die Strafe herauf trug, kam seine Frau von ihrer Reise aus der Stadt: sie sah das Zusammenlaufen der Leute, hörte das Rufen: Sie bringen den Leinweber! Er hat Gnade erhalten! Er ist unschuldig! und zugleich erblickte sie ihn auch von Ferne, wie er mit Freudengeschrey, auf den Schultern getragen, einherzog. Mit lautem Weinen des Entzückens folgte sie dem Zuge in's Wirthshaus. Das Wiedersehen der beyden Eheleute läßt sich nicht beschreiben. Sie wurden in einer Kutsche nach Hause

gefahren, denn die schweren Leiden hatten sie so angegriffen, daß sie nicht gehen konnten.

23.

Rettung eines Mannes aus der schrecklichen Gefahr, vor dem wirklich erfolgten Tode begraben zu werden.

Nicht jeder, den man für todt hält, ist schon wirklich todt. Man hat Beyspiele, daß Menschen lebendig begraben wurden, und erst im Grabe gestorben sind.

In N. . . lebte vor 40 Jahren ein Bräuer, der sehr angesehen war. Auf einmahl gerieth er, ohne vorher lange krank gelegen zu haben, in einen Zustand, in welchem ihn die Seinigen für todt hielten. Er wurde von ihnen wie ein Todter beklagt und beweint, und sie ließen es ihren Freunden und Bekannten anzeigen, daß er todt sey. Man machte Anstalten zu einem feyerlichen Begräbnisse. Der Scheintodte wurde, als der Sarg da war, hinein gelegt. Keinem fiel es ein, daß in diesem Manne noch Leben seyn könne. Keiner bemerkte an ihm ein Zeichen des Lebens.

Am dritten Tage nach seiner Erstarrung sollte er begraben werden. Vom Kirchturme herab erschallte, als die zum Begräbnisse bestimmte Stunde kam, ein feyerliches Trauergeläute. Eine zahlreiche Menge von Verwandten, Freunden und Bekannten fand sich ein, um dem Sarg zu folgen, und dem angesehenen Manne die letzte

Ehre zu erweisen. Die Träger gingen bereits schon mit dem Todtscheinenden in den Kirchhof hinein, als einige davon ein leises Klopfen im Sarge vernahmen. Anfangs konnte man es nicht deutlich vernehmen, weil das Glockengeläute und der feyerliche Gesang sie daran hinderte. In der Folge vernahmen sie es zwar Alle, aber auch da erkannten sie es nicht sogleich für das, was es war. Die Träger der einen Seite der Bahre glaubten nämlich erst, daß dieß Klopfen von den Trägern der andern Seite verursacht werde, und so auch umgekehrt. Endlich aber merkten sie alle, deutlich genug, daß im Sarge geklopft wurde, und das Klopfen aus dem Sarge heraus zu ihren Ohren drang. — Diese Bemerkung machte auf sie alle einen heftigen Eindruck. Sie erschrafen heftig und entsetzten sich. Beynahe hätten sie vor Schrecken die Bahre fallen lassen. In dessen bliebert sie sogleich stehen, und setzten die Bahre nieder.

Sie fragten einander, was das wohl seyn möge, und was man dabey zu thun habe. Manche waren noch abergläubisch genug, um sich einzubilden, daß der im Sarge Liegende als ein Gespenst dieß Klopfen bewirke; und diese waren dann auch eben nicht geneigt, die Sache näher zu untersuchen. Andere aber waren freyer von Vorurtheilen. Diese meinten, daß der Sarg sogleich geöffnet werden müsse. Sie sagten nämlich, es sey doch möglich, daß der Todtscheinende nur in einer langen Ohnmacht gelegen habe, und nun wieder daraus erwacht sey. — Man kann sich

vorstellen, daß es unter den Begleitern viel Aufsehen machte, als die Träger die Bahre niedersetzen, und hernach mit bedenklichen Mienen sich berathschlagten, und daß dann die Begleiter, als sie die Ursache hiervon erfuhren, gleichfalls sehr erschrafen.

Der Vorschlag derer, die auf die schleunige Oeffnung des Sarges drangen, wurde nun auch wirklich ausgeführt. Der Sarg wurde geöffnet, und man fand dabey nicht nur, daß der zum Grabe Getragene von einem Scheintode erwacht war und wirklich lebte, sondern man bemerkte auch, daß er den Umständen nach ziemlich munter war. Entweder hätte sich gerade zu dieser Zeit seine Natur wieder in so weit ermannt, daß durch diese Ermannung seine schlummernde Lebenskraft wieder erwachte, oder es kann auch seyn, daß die Töne der Glocken bey dem Begräbnißgeläute und die Bewegung, in welche der Körper bey der Aufhebung und dem Hinwegtragen des Sarges versetzt wurde, dazu beygetragen haben, die schlummernde Lebenskraft wieder zu erwecken. Wäre der Todtscheinende nur noch etwas länger in dem Zustande des Scheintodes geblieben, oder hätte er in der ersten Zeit nach dem Erwachen aus demselben noch nicht Kräfte genug gehabt, um hörbar genug an den Sarg zu klopfen, so würde er wirklich begraben, und also in einen sehr traurigen Zustand versetzt worden seyn. Aus dem Scheintode wäre dann bey dem Ausbleiben baldiger Rettung ein unter sehr traurigen Umständen erfolgter wirklicher Tod

geworden. — Aber er wurde gerettet. Erstaunen ergriff die Anwesenden, da sie wahrnahmen, daß der, den sie für todt hielten, so nahe am Grabe wieder erwacht, und in's irdische Leben zurückgekehrt war. Wie groß aber muß besonders das Erstaunen des wieder erwachten Mannes gewesen seyn, als er sah, daß er auf dem Wege zum Kirchhofe in einem Sarge lag, und als er die Feyerlichkeiten eines Leichenbegängnisses um sich her bemerkte! — Es ist wirklich zu verwundern, daß der vom Scheintode erwachte Mann nicht unter dem Eindrucke erlag, den das, was er um sich her wahrnahm, und der Anblick seines Zustandes auf ihn machen konnte.

Man trug ihn, der vorher unter feyerlichem Gepränge in's Grab getragen werden sollte, nun eilig nach seinem Hause zurück, und pflegte dort seiner. Er lebte hernach zur großen Freude der Seinigen noch mehrere Jahre lang hiernieden auf Erden, und schmeckte auch hier noch Freuden des Lebens. —

So erweist sich die unendliche Vater-Güte Gottes auch oft in Leiden der Menschen.

21.

Rettung einer Frau aus großer Lebensgefahr bey einer Ueberschwemmung.

Im Februar des Jahres 1784 wurde bey einer großen Ueberschwemmung, die überhaupt vielen und mannigfaltigen Schaden that, der Ort Neckerhausen unter Heidelberg fast gänzlich zu Grunde gerichtet.

Als an demjenigen Tage, an welchem dieses traurige Schicksal über Neckerhausen kam, das Wasser, worin mächtige Eisschollen schwammen, mit starken Fluthen diesen Ort erreichte, stießen die Eisschollen mit solcher Gewalt an die Gebäude an, daß jeder Bewohner des Orts sogleich schreckliche Verwüstungen befürchtete. — Unter denen, die bey dieser Ueberschwemmung aus großen Lebensgefahren errettet wurden, und nicht, wie andere, diesen Lebensgefahren unterlagen, war eine Frau, die in Neckerhausen diente, und insbesondere von der Gefahr, in welcher diese Frau schwebte, und von ihrer Errettung daraus, will ich nun hier Nachricht geben.

Die Frau, von welcher ich hier rede, floh, da die Fluth große Eisschollen gegen dasjenige Haus trieb, wo sie in Diensten war, mit dem Sohne des Besitzers, einem jungen Burschen, in das Haus eines Nachbars. Als sie sich auch da nicht mehr für sicher hielt, eilte sie nebst ihrem Begleiter in eine Scheune. Hier kletterten beyde auf das Gebälk und von da auf den Giebel.

Indem sie auf dem Giebel standen, sahen sie sechs benachbarte Häuser Knall und Fall einstürzen. Von schrecklichen Gefühlen wurden bey diesem Augenblicke ihre Seelen durchdrungen. Sie zitterten bey dem Gedanken, daß es auch mit der Scheune, auf deren Giebel sie sich befanden, bald eben so ergehen werde. In der Folge stürzte wirklich auch diese Scheune ein. Sie beyde stürzten dabey mit hinunter in den Schutt und in das Eis.

Aber sie halfen sich wieder heraus und begahten sich dann auf das Heidelberger Marktschiff, welches einige Wochen vorher mit Pferden aus dem Eise an's Dorf herübergeschafft worden war. Da sie sich in demselben befanden, sahen sie, daß die Zerstörung immer noch größer wurde, und noch mehrere Häuser des Orts betraf. Ein alter Mann, der sich retten wollte, suchte sich gleichfalls dadurch zu retten, daß er sich auf das Marktschiff begab. Dieses Schiff gerieth indessen auch bald in einen gefährlichen Zustand. Es fing bald an zu sinken.

Doch hielt es sich, nachdem es zu sinken angefangen hatte, zum Theil noch eine Zeit lang über dem Wasser, und wurde von den darauf eindringenden Eischollen mit den drey darin befindlichen Personen fortgetrieben. Schrecklich war die Fahrt dieser drey Personen auf dem immer mehr untersinkenden Schiffe, auf welches die Wasserfluthen und die Eischollen mit fürchterlichem Toben eindrangen. Der junge Bursche wagte es endlich, das Schiff zu verlassen und sich über das Eis zu flüchten.

Endlich ging das Schiff unter. Bey dem Untergange desselben wollte sich der alte Mann auf einem Bordstücke erhalten. Aber das Bordstück versank auch, und der Mann kam im Wasser um. Die Frau gerieth nach dem Untergange des Schiffs auf eine nicht gar große Eisscholle. Auf dieser brachte sie die ganze Nacht zu und wurde mit derselben vom Wasser umhergetrieben. Schrecklich war die Lage dieser Frau, die eine sehr fürchterliche Nacht hindurch auf der zerbrechlichen Eisscholle, umgeben von tobenden Fluthen, sich befand, dabey sich ihrer bewußt war, und die augenscheinliche Todesgefahr sah, in welcher sie schwebte. — Als der Morgen kam, vermehrten sich die Fluthen noch, und erschütterten und bewegten die Eisscholle, die der Aufenthaltsort dieser Frau war, so sehr, daß dieselbe zwey Mahl von der Scholle herunter fiel und bis an den Hals in's Wasser gerieth.

Aber beyde Mahl half sie sich wieder hinauf und wurde noch eine Zeit lang mit der Scholle hin und her getrieben.

Schon sechs und zwanzig Stunden lang war sie in augenscheinlicher Todesgefahr gewesen, als sie endlich gerettet wurde. Der Schiffs-Capitän Veruff, der mit etlichen Matrosen auf einem Brücken-Nachen umherfuhr, um zu sehen, wo Hilfe nöthig sey, bewirkte ihre Rettung. Er bemerkte bey seiner Fahrt von Ferne die auf der Eisscholle sitzende Frau, und näherte sich dann mit seinem Brücken-Nachen dieser Eisscholle, die

dämahlts nahe bey dem Rheinhäuser Hirtenhause war. Bey der Annäherung an dieselbe schien es ihm schwer zu seyn, die Frau sicher von der Eisscholle in den Brücken-Nachen zu bringen. Doch dachte er auf ein Mittel, sich dieß zu erleichtern, und er fand ein solches. In der Nähe waren breitere Gartenwände. Von diesen ließ er Breter losreißen, und sie über das Eis legen. Hernach ging man auf diesen Bretern zur Frau hin, um sie zu holen, wobey der menschenfreundliche Veruff selbst der Erste war. Die Frau wurde dann in den Nachen geführt und auf diese Art glücklich gerettet.

25.

Ehrlich währt am längsten,

o d e r

die Rückkehr aus Westindien.

E i n

Schauspiel mit Gesang in einem Aufzuge.

Für die Jugend bearbeitet.

Personen.

Vater Ehrenreich.

Frik,

Carl,

Röschen,

Lieschen,

Babet,

Marie, eines reichen Pächters Tochter.

Ein Fremder.

} seine Kinder.

Die Handlung geht in einer Landhütte nahe bey der
Hauptstadt vor.

Erster Auftritt.

Therese, Lieschen und Babet
beschäftigen sich, und singen munter abwechslungs-
weise bey der Arbeit.

S o l o.

Ther. Im Frieden und bey frohem Muth
Geräth die Arbeit noch so gut;
Drum will ich fröhlich singen,
Und es wird schon gelingen.

C h o r.

Wir sind schon hienieden,
Wohlauf und zufriedent.
O schenke uns, Gott!
Nur Frieden und Brot.

Liesch. Wenn ich gleich arm und dürftig bin,
Die Arbeit bringt mir schon Gewinn.
Drum will ich fröhlich singen, —
Und es wird schon gelingen.

C h o r (wie oben).

Babet. Wer Tugend übt, auf Gott vertraut,
Der hat auf festen Grund gebaut;
Das Alter und die Jugend
Lebt glücklich nur durch Tugend.

C h o r (wie oben).

Lher. Wahr ist es doch, bey Gesang und frohem Muthē geht die Arbeit noch so gut von Statten. —

Liesch. Da hast du wohl recht, liebe Schwester, aber —

Lher. Ha! ich verstehe dein Aber! — Der Magen, meinst du, will auch seine Beschäftigung haben. Nicht wahr?

Liesch. Errathen, errathen, Schwester! —

Bab. Es ist auch bereits Abend, und wir haben heute noch nichts in den Mund gebracht, als ein Paar ungekochte Rüben.

Lher. Ach ja, und dieß nun schon mehrere Tage hindurch.

Liesch. (mit Wehmuth). O Gott! wenn nur einmahl wieder bessere Zeiten kämen! —

Bab. Diese scheinen sobald nicht wieder zu kommen; denn sieh nur unsre Ernte an, die wir heuer hatten. Die meisten Bauern ernteten kaum so viel ein, daß sie davon ihre Aecker wieder besäen können; wenige so viel, als sie für sich und ihre Kinder zum Brot nöthig haben, und noch wenigere können von ihrem Vorrathe etwas verkaufen.

Liesch. Da muß nun freylich große Noth und Theurung entstehen.

Bab. Sonst eilte alles nach der Stadt, und der Marktplatz war mit Wägen und Karren voll Früchte bedeckt. Aber jetzt — ja — — da kömmt nur selten mehr eine Fuhr mit Frucht zur Stadt. — Und wenn auch eine kömmt, — so drängen sich die Leute allemahl in Menge um

die Fuhr herum, die alle Brot für sich und ihre Kinder brauchen, und rufen: Wie theuer die Waare! wie theuer? — Ich, ich — ich will sie haben, und da fordern dann die Bauern für ihre Früchte immer mehr, und jede Woche wird die Waare theurer. — Ist es nicht so? —

Ther. Ja wohl, es ist so. — Wo man sonst einen Groschen für Brot gebraucht hatte, da muß man jetzt zwey, — dann drey — und endlich gar vier und fünf Groschen geben.

Piesch. Und gleichwohl kann unser guter Vater nicht mehr als sonst verdienen.

Ther. Ach, der gute Vater muß es sich oft blutsauer werden lassen, um uns die nöthige Nahrung zu erwerben.

Piesch. Ich habe es wohl bemerkt, wie schwer es ihm fiel, als er vor einigen Tagen seinen letzten guten Rock verkaufte, um uns Kindern Brot dafür zu schaffen.

Bab. Und wie hart mochte es ihm wohl um das Herz gewesen seyn, als wir heute Morgens ihm die Hände drückten, und einstimmig riefen: Brot! Brot! lieber Vater! Brot! — Heute, ihr lieben Kinder! sagte er, müßt ihr wohl noch ein wenig fasten, aber am Abend, wenn ich nach Hause komme, will ich euch alle sättigen. —

Ther. O wie gerne wollte ich durch meine Handarbeit etwas Geld gewinnen; aber dieser geringe Verdienst reicht nicht zu, nur für mich die nöthige Nahrung zu erwerben.

Bab. Und ich — wenn ich nur schon bald groß wäre, — ich wollte recht darauf los stri-

fen, und dann die ersparten Kreuzer meinem Vater bringen.

Zweyter Auftritt.

Friß, die Vorigen.

(Friß, der eben aus der Schule kömmt, springt freudig zur Thüre herein.)

Friß. Nun Schwestern, das war wieder einmahl eine herrliche Lection heute. — Aber — nach so vielen Strapazen könnte nun auch ein Stückchen Brot wohl schmecken.

Ther. Hast wohl recht, Brüderchen! — Doch sag, hast du denn das letzte Stückchen Brot schon aufgezehrt, das dir der Vater heute Morgens gegeben? —

Friß (etwas betroffen). Ich — ich aß es eben nicht, aber ein Anderer für mich.

Ther. So! — du verschenkst das Brot, und wir müssen zu Hause Hunger leiden. — Ey! das ist gar nicht hübsch von dir. —

Bab. Das will ich dem Vater sagen, und der wird dann gewiß böse über dich werden.

Friß. Thue das nicht, liebe Schwester; (sie bey der Hand fassend) seht, ich habe ja selbst darüber Hunger leiden müssen. — Und ihr wißt ja auch, daß es noch ärmere Kinder gibt, als wir sind. — Und eben heute sagte auch unser Herr Lehrer in der Schule, man muß nicht bloß dann an die Armen denken, wenn man den Bauch voll hat; man muß, wenn man recht brav seyn will, selber Hunger und Mangel lei-

den können, wo es Noth thut, um dem Armen an die Hand zu gehen.

Liesch. Schwestern, gebt acht! Fritschen will uns wohl gar beschämen! —

Fritz. Ihr kennet wohl den Kleinen Hirten, der am Hügel dort seine Ziegen weidet.

Lher. (mit Mitleid). Ja ich kenne ihn, — o wie bedauere ich den armen Jungen.

Bab. Warum das? —

Fritz. Ach, weil er so arm ist, noch ärmer als wir. Als ich vorhin zu ihm kam, saß er bey seinen Ziegen und weinte. — Warum weinst du, Peter! fragte ich ihn. Ach, sagte er, sollte ich nicht weinen, schon mehrere Tage habe ich nichts gegessen, und nun hungert's mich so sehr! — Da will ich dir gleich helfen, rief ich, zog mein Morgenbrot aus der Tasche und reichte es ihm. — O was hatte ich für eine Freude, als ich den hungrigen Knaben so begierig essen, und sich freuen sah.

Lher. Das ist wohl schön, mein guter Bruder, aber weißt du auch, daß wir nun kein Brot mehr im Hause haben.

Fritz. Je nun, so will ich gerne noch ein wenig Hunger leiden, und für die Zukunft ist mir gar nicht bange: Denket nur an den Spruch, den uns der Vater lehrt:

Die Huld, die Raben nährt,
Wird Menschen nicht verstoßen,
Wer groß im Kleinen ist,
Ist größer noch im Großen.

Liesch. Schön, recht schön, liebes Brü-

derchen! — Sagt ich's doch gleich, Fritschen wird uns beschämen?

W a b. Was sagst du! — Beschämen! — Ey, dadurch sind wir ja nicht beschämt! — (Fritschen bey der Hand fassend.) Viel Ehre für uns, daß wir ein so gutes Brüderchen haben.

L h e r. Nun Kinder, laßt uns, ehe der Vater kömmt, unsere Hausarbeit verrichten. — Ich will Wasser holen. (Ab.)

W a b. Und ich will Holz beschaffen, daß wir eine warme Stube kriegen. (Ab.)

L i e s c h. Und ich! — was werde wohl ich thun? — Ha! — nun fällt's mir ein. Ich will mich um eine Speise umsehen, daß wir Abends doch etwas zu essen haben. (Geht ab.)

D r i t t e r A u f t r i t t.

Frits allein.

Es ist freylich etwas entseßlich Hartes, wenn man Appetit hat, und dabey nichts zu essen. Es wird einem so ganz sonderbar im Leibe; — doch ich mag es immerhin noch ein wenig leiden, bis um sechs Uhr kömmt der Vater heim, dann gibt es schon etwas zu essen für mich. — Wer weiß, aber, ob der arme Knabe etwas bekommt, — und ob er nicht gar noch vor Hunger sterben muß. — Wie dauert mich der arme Junge! —

V i e r t e r A u f t r i t t.

Marie und Frits.

M a r i e. Guten Abend, lieber Frits! — Ich

will dich ein wenig besuchen. — Wie geht es dir! —

Friß. Ich danke dir, liebe Marie, und freue mich, dich wieder zu sehen. — Es geht schon gut.

Mar. Ist dein Vater nicht zu Hause?

Friß. Nein, er ist noch in der Arbeit bey'm Kirchenbau als Handlanger.

Mar. Wie, als Handlanger, das mag ihm schwer ankommen; er war doch einmahl im Wohlstande, und —

Friß. Freylich mag es ihm in seinem Alter schwer ankommen, da er, wiewohl nicht aus eigener Schuld, vom Wohlstande zum Uebelstande herabgesunken ist, und nun als Handlanger arbeitet. — O, wenn ich nur bald groß und stark wäre, daß ich meinem guten Vater an die Hand gehen könnte.

Mar. Also kann sich dein Vater bey dieser Arbeit doch wieder was verdienen?

Friß. Wenig genug für so viele Kinder. —

Mar. Sag einmahl, Frißchen, was habt ihr denn heute Mittags zu essen gehabt?

Friß. Ich darf es nicht sagen.

Mar. Warum denn nicht?

Friß. Ja, wenn es der Vater erfährt, er würde —

Mar. O, du kleiner Narr. — Ich würde es ihm dann auch gerade sagen. —

Friß. (zieht eine rohe Rübe aus der Tasche und zeigt sie vor.) Sieh da — Marie!

Mar. (verwundert). Wie, rohe Rüben! mein Gott! — sonst nichts!

F r i g. Nein, weiß Gott, sonst nichts —
und dieß schon zwey Tage.

M a r. Und du darfst es Niemanden sagen?

F r i g. Ach, wenn es der Vater erfährt,
was ich dir jetzt gesagt, wie würde es mir gehen?

M a r. Aber, warum sollst du denn das nicht
sagen dürfen?

F r i g. Weil das so aussehen würde, als wenn
wir betteln wollten, und das sollen wir nicht.

M a r. Habt ihr denn keine Hilfe von euerm
reichen Vetter in der Stadt.

F r i g. Ach, dieser Herr Vetter ist wohl sehr
reich, aber er kann uns nicht leiden, und stoßt
uns immer vor die Thüre hinaus, wenn wir
zu ihm kommen, und ihn um etwas bitten
wollen. — Er schämt sich auch unser. —

M a r. Ey, das ist garstig von deinem Vetter. —
Aber er muß ja doch eine Ursache haben,
daß er euch so verstoßt.

F r i g. Ich weiß dir keine andere Ursache
anzugeben, als die, — daß er sehr reich, und
wir sehr arm sind; und du weißt ja wohl, die
reichen Herrn Vettern können ihre ärmern Ver-
wandten nicht immer wohl leiden, weil sie ihnen
manchmahl lästig werden mit Bitten. —

M a r. Ha! ich verstehe dich. — Aber er
sollte euch doch unterstützen, denn er hat ja euer
Haus im Besitze. —

F r i g. Eben aus diesem Hause hat er uns
verstoßen, und unsere Geräthschaften verkauft,
weil ihm der Vater zur Stunde das Geld nicht
bezahlen konnte, welches er ihm schuldig war.

Mar. (mit Nührung.) O, wie dauerst du mich, guter Friß. — Doch wart — ich will dir helfen, (will gehen — kehrt wieder um). Vorerst aber will ich einen kleinen Spaß mit dir machen.

Friß. Du, und was denn?

Mar. Mach' nur einmahl die Augen zu, und den Mund auf. —

Friß. Ja, du thust mir etwas Wüßtes hinein.

Mar. Nein, das thu ich nicht — Frißchen! — gewiß nicht.

Friß. Ja wenn du aber! (drohend) dann! — nun! — (macht den Mund auf, und die Augen zu.)

Mar. (Schiebt ihm ein Stück Brot in den Mund und läuft fort.) Auf Wiedersehen! Frißchen — auf Wiedersehen. —

Friß (essend). Das war freylich ein Spaß. — (Ißt.) Ey, wie köstlich mir der Bissen schmeckte. — Noch nie habe ich was Besseres in den Mund gebracht. — Das mag wohl der Hunger thun. — O, der ist doch der beste Koch. — (Ißt.) — Ey, wenn nur der liebe Gott uns das tägliche Brot schickte!!! —

Freylich dürfte ich weniger um meine Nahrung bekümmert seyn, und würde nie wieder Hunger leiden, wenn ich bey meinem reichen Vetter in Westindien wäre, von dem mir der Vater so viel Gutes erzählte, der soll, sagt man, im Ueberflusse leben, und wir, — wir darben hier. — O, wenn er unsere Noth wüß-

te, der würde uns unterstützen. — Aber, daß man doch gar so weit reisen muß, um gute Menschen zu finden! — Dahin werde ich wohl schwerlich kommen, und er auch kaum zu uns her; denn es soll ein großes Meer uns trennen. —

Fünfter Auftritt.

Fris und Carl,

(Der voll Freude zur Thür herein läuft).

Carl. Denke nur, mein lieber Fris, was mir heute schon für ein Glück begegnet ist! —

Fris. Ein Glück? Nun laß doch hören! —

Carl. Ich saß draußen bey der großen Linde an der Straße. Da kam ein vornehmer Herr aus der Stadt auf mich zu. Er blieb stehen, sah mich lange an, und ich ihn. — Endlich fragte er mich: bist du aus dem Dorfe hier? — Ja, sagte ich; diese Hütte da ist unsere Wohnung. —

Wer sind denn deine Aeltern? fragte er dann. Ach, antwortete ich, mein Vater war einst vermöglich, nun aber ist er durch Unglücksfälle sehr arm geworden, und meine Mutter ist längst gestorben. — Nun habe ich noch vier Geschwister zu Hause, die alle noch unerzogen sind. Dann erkundigte er sich weiter um unsern Namen und Herkunft, und schien sogar über unser Schicksal sehr bewegt zu seyn. — Darauf nahm er eine Münze aus der Tasche, und reichte sie mir. — Sieh nur einmahl — hier ist sie. —

Frik. Ey, das ist ja gar ein gelber Pfennig, sonderbar, so einen hab' ich noch nie gesehen.

Carl. Ich auch nicht, aber sag, ob es nicht etwa Gold seyn möchte? —

Frik. Ey, warum nicht gar, das glaube ich kaum, — denn so viel geben die reichen Herrn den Armen nicht, ob sie es gleich manchemahl könnten. Es ist nur ein Spielpfennig, wirf ihn weg.

Carl. Nein, das thu ich nicht. Ich will ihn erst dem Vater zeigen. —

Frik. Das kannst du thun.

Sechster Auftritt.

Therese, Lieschen, Babet und die
Vorigen.

Bab. (bringt einen Arm voll Holz.) So, nun wäre auch für das Erfrieren gesorgt.

Ther. (mit einem Krug Wasser). Hier ist Wasser, wem dürstet, der kann sich laben.

Frik. (trinkt.) Ha, das schmeckt wohl. — Wasser und Brot, macht Wangen roth.

Liesch. (bringt Erdäpfel im Körbchen.) Hier wäre wohl auch eine Speise, wem gelüftet. (Für sich.) Mir ist bange im Herzen, ach, wenn es der Vater erfährt! —

Frik. Seht doch! Lieschen bringt Kartoffeln!

Bab. Ey, das ist herrlich, sie sollen uns schmecken.

Frik. Besser, als Manchem seine Leckerbissen. —

Bab. Aber sag', Lieschen! wo hast du sie denn her?

Liesch. Das will ich dir ein anderMahl sagen.

Bab. (in's Ohr bey Seite.) Du hast sie doch nicht aus des Nachbars Garten genommen? —

Liesch. (schweigt beschämt).

Bab. Sieh, auch ich habe etwas aufzuweisen! (Zeigt den Apfel vor.)

Carl. Wie! einen Apfel. O schenk ihn mir, Schwester!

Fritz. O, liebe Babet, gib ihn mir! —

Ther. Aber, mir doch, nicht wahr? mir! o gib!

Bab. Nein, nein, den Apfel gib ich nicht her, der bleibt für den Vater aufbewahrt. O! wenn er nur bald käme!! —

Ther. Ha, da kömmt er schon.

Alle (mit Freuden ihm entgegen.) Der Vater! der Vater! (Umklammern ihn.)

Siebenter Auftritt.

Der Vater und die Vorigen.

Vat. Gott grüß euch, meine lieben Kinder! — Nach einem tagelangen mühevollen Geschäfte habe ich endlich wieder einmahl die Freude, im Kreise meiner geliebten Kinder vom schweren Tagesgeschäfte ein wenig auszuruhen. (Sie reichen ihm mit sanfter Miene Platz, und nehmen ihm den Hut ab.) Die Vorsehung hat mich zwar seit einiger Zeit bestimmt, mit saurerer Handarbeit kümmerlich mir und euch, meine Kinder! Brot zu gewinnen; aber ich bin doch

ein glücklicher Vater, wenn ich es nur dahin bringe, daß ihr alle wohlerzogen, und in allem, was euch gut und nützlich seyn kann, wohl unterrichtet seyd. —

Nun sagt mir aber auch, Kinder! wie habt ihr den heutigen Tag zugebracht? — Habt ihr etwas Gutes geübt, oder vielleicht manches versäumt, was euch hätte frommen können. —

Heraus mit der Sprache! Sage Carl! — Sprich Fritschen! — Waret ihr heute in der Schule? Habt ihr fleißig aufgemerkt? hübsch was gelernt? —

Fritsch. O ja, lieber Vater, wir haben heute in der Schule gelesen, geschrieben, auch im Kopfe gerechnet, und so manch Gutes gehört. — (Mit Sanftmuth.) Aber Vater! — hast du wohl auch an uns gedacht! Wir haben schon --

Vat. (einfallend.) Ha, ich verstehe dich schon, mein Fritschen! — Sey unbekümmert, bald werde ich auskramen. — Du weißt ja, daß einem sein Stück Brot am Abend noch so wohl schmeckt, wenn man sich an was Gutes erinnern kann, das den Tag hindurch geschehen ist. Darum sage mir: Hast du heute wohl auch was Gutes gethan?

Fritsch (schlägt die Augen nieder).

Vat. Ja Vater, dem armen Hirtenknaben Peter hat er sein Morgenbrot gegeben, und selbst darüber Hunger gelitten. —

Vat. So, Fritsch! du hast dein Morgenbrot verschenkt?

Fritsch. Ach Vater, werde nur nicht böse dar-

über, der arme Peter hat schon zwey Tage gänzlich gefastet, da sah ich ihn, war vom Mitleide gerührt, und gab ihm meine Morgengabe.

Vat. Schön, mein Fritzchen! — das war recht gut von dir, das zeigt ein gutes Herz. Seinem Munde etwas absparen, um es noch Aermern mitzutheilen, das ist wahre Wohlthat.

Fritz. Siehst du nun, Schwester, ob es sich nicht der Mühe lohnt, sich selbst zu überwinden, damit man auch dann und wann einem recht Armen seine Noth leichter machen kann. —

Vat. Recht so, mein Kind! — (zu Carl.) Aber, was liegt denn dir auf der Zunge? mein lieber Karl! —

Carl. Ja Vater, höre nur, ich habe dir gar was Wichtiges zu sagen.

Vat. Du, was Wichtiges? Nun laß doch hören! —

Carl. Als ich nach der Schule unter der großen Linde an der Straße saß, und meine Lection überlas, da kam ein vornehmer Herr aus der Stadt auf mich zu, und fragte mich, wem ich angehöre. — Ich erzählte ihm alles haarklein. Darauf griff er in seine Tasche, und reichte mir den gelben Pfennig da.

Vat. Ey, laß doch einmahl sehen! — Je, du einfältiges Kind, das ist kein Pfennig, das ist ein Goldstück.

Alle (mit Bewunderung). Wie, ein —

Vat. Ein Goldstück, ein Ducaten, sag ich euch, ist es, und am Werthe über 5 fl.

Carl. Ey, da wäre ich schön angekommen.

Frischen meinte, ich sollte ihn wegwerfen, aber ich wollte ihn doch noch ehvor dir zeigen, Vater!

Vat. Gut! — doch hört Kinder! — Wir könnten uns zwar mit diesem schönen Goldstücke etwas Getreid und auch einige Kleidungsstücke ankaufen: — aber nein, nein, das wäre unehrlich gesinnt und gehandelt. — Der vornehme Herr hat sich wohl vergriffen; denn so spendabel sind die vornehmen Herren nicht, daß sie gleich Ducaten an arme Kinder verschenken. Weißt du nun Carl! du mußt heute noch mit Frisken in die Stadt eilen, den fremden Herrn aufsuchen, und ihm den Ducaten wieder bringen. (Wickelt das Goldstück in ein Papier.)

Fris. Aber Vater, wenn er den Ducaten ihm wirklich geschenkt hat? —

Vat. Dann mögt ihr ihn behalten, so haben wir uns doch nichts vorzuwerfen.

Carl. Nun, komm Fris! wir wollen den fremden Herrn so lange suchen, bis wir ihn finden. — (Beide ab.)

Achter Auftritt.

Außer Fris und Carl die Vorigen.

Vat. Lieber arm und dürftig leben, als einen Heller mit Unrecht behalten. — Wir sind zwar um das ärmer, aber darum nicht minder ehrlich: und ehrlich währt am längsten. — Merkt euch das durch euer ganzes Leben, Kinder! Nun, Vabet, sag auch du mir, wie du diesen Tag zugebracht? —

B a b. Lieber Vater, ich habe heute noch nichts Gutes gethan, als dem alten Nachbar, da er am Eiswege ausglishte, und zu Boden fiel, wieder auf die Beine geholfen.

W a t. Auch daran hast du wohl gethan, mein Kind!

B a b. Ich führte den guten alten Mann bey der Hand bis in sein Haus, damit er nicht mehr fallen konnte. — Er hieß mich ein wenig warten, holte einen Apfel herbey und gab ihn mir. — Sieh hier den schönen Apfel! — Ich hab ihn für dich aufbewahrt, lieber Vater! o nimm ihn doch! —

W a t. Du wirst doch nicht aus Eigennutz dem alten Nachbar aufgeholfen haben? —

B a b. O, nein lieber Vater! gewiß nicht.

W a t. Das will ich hoffen, mein Kind! (sieht auf den Tisch) Woher kommen wohl die Früchte, die da auf dem Tische liegen?

B a b. Lieschen hat sie gebracht.

T h e r. Sieh, Vater, es geht eben gleich aus. Für jedes Kind ein Stück, und für dich zwey. —

W a t. Nun Lieschen, sag, wo hast du denn diese Früchte her. — Du schweigst, — du schlägst die Augen nieder. — Solltest du sie etwa gar — doch ich will nicht hoffen. —

L i e s c h. (beschämt mit Krue.) Verzeihen Sie, lieber Vater! —

W a t. Wie, — ist es möglich, du hast sie also wirklich irgendwo weggenommen! (mit Ernst) und wo?

Liesch. (beschämt). Aus des Nachbars Garten. —

Wat. Ey, das ist böse, sehr böse, mein Kind! — Du mußt jetzt hingehen zum Nachbar, ihm die Früchte wieder bringen, und ihn bitten, daß er dir verzeihe.

Liesch. Vater, ich bitte dich, verschone mich, das kann ich nicht thun. — ich schäme mich zu sehr.

Wat. Hast du dich nicht geschämt, etwas, wozu du kein Recht hast, zu nehmen, so darfst du dich auch nicht schämen, das Entnommene zurück zu stellen. — Das mußt du also thun, damit es ein ander Mal nicht wieder geschehe.

Bab. Aber sie hat ja nur eine Kleinigkeit weggenommen. —

Wat. Schon darum verdient sie Strafe, daß sie nicht einst Dinge von größerm Werthe betaste, und endlich unter die Hände der Richter falle. —

Liesch. Lieber Vater! (bittend) werde nur nicht böse auf mich! Gewiß, gewiß will ich nichts mehr nehmen, auch nicht einmahl eine Kleinigkeit. Lieber will ich vor Hunger sterben, als wieder ein fremdes Eigenthum anrühren.

Wat. Dein Vorsatz ist gut, mein Kind! lieber Hungers sterben, als fremdes Eigenthum berühren. — Sieh, Kind! wenn du schon arm bist, und nichts zu erwerben weißt, so traue nur auf den lieben Gott, und wandle vor ihm. Er hilft gewiß! Er verläßt die nicht, die auf ihn vertrauen. Er gibt allemahl wieder. — Nun

aber eile zum Nachbar, und thue, was ich dir befohlen, dann kehre gebessert zu uns zurück. (Lieschen weinend ab.)

N e u n t e r A u f t r i t t .

Die Vorigen, ohne Lieschen.

Vat. Und nun Theres! kannst auch du mir was Gutes erzählen?

Ther. Ja, der Vater hat uns ja verboten, von uns Gutes auszusagen.

Vat. Wohl wahr, mein Kind! es ist nicht gut, von sich rühmlich zu sprechen, aber mir, — deinem Vater, darfst du es doch sagen. Auch deine Schwester darf es hören, denn sie wird dadurch nur noch mehr zum Guten aufgemuntert.

Ther. Nun denn. — Ein böser Dube hat mich heute auf der Straße angepackt, und ohne daß ich ihm etwas zu Leide gethan, geschlagen. Es kam eben Jemand dazu — da lief er davon. — Er fiel nieder und fing erbärmlich zu schreien an. Ich ging schnell hin, half ihm auf, und da er sich beklagte über Schmerzen am Fuße, so führte ich ihn auch am Arme bis in seine Wohnung. —

Vat. Kind! das ist schön gehandelt. Sieh, das ist noch mehr als gut, das ist edel. — Wer seinem Feinde Böses mit Gutem lohnet, der zeigt Edelmuth. Eine schwere, aber schöne Pflicht! — Nun laßt uns auch, sobald die Kinder kommen, unser Abendbrot austheilen.

Zehnter Austritt.

Die Vorigen und Marie.

Ther. Seht! da kömmt Marie.

Marie. Gott grüß euch, Nachbar Ehrenwerth!

Bat. Schönen Dank, liebe Marie. Was bringst du wohl Gutes!

Mar. Hier schickt euch der Vater etwas Lebensmittel für euch und eure Kinder. (Gibt den Korb mit Früchten hin.)

Bat. Ey, du lieber Gott, das ist doch zu viel, daß ihr euch unserer Armuth erinnert. Wie sollte ich das deinem guten Vater verabdienen?

Mar. O, lieber Nachbar, denkt nicht daran, es geschieht ja nicht aus Eigennuß. —

Bat. Aber wie sind deine Aeltern auf dem Gedanken gekommen, uns etwas zu schicken?

Mar. Als ich vorhin eure Kinder besuchte, sah ich die Noth, die sie drückte — Ich ging nach Hause und erzählte es meinen Aeltern, die von Mitleid gerührt wurden, und euch diese Gabe schicken (kramt aus). Nehmet nur; und esset!

Bab. O Vater, sieh doch, Obst, Brot, Gemüs in Menge.

Bat. Wahr ist es, wo die Noth am größten ist, da ist die Hilfe am nächsten. —

Ther. Gelt Vater, nun dürfen wir keinen Mangel mehr leiden? —

Mar. Seyd unbekümmert, ihr solltet, von

nun an, Keinen Mangel mehr leiden. Meine Aeltern haben noch vom vorigen Jahre Früchte genug auf dem Boden, um euch alle davon zu ernähren, und doch können wir noch vieles davon verkaufen. — Kommet nur zu uns, wenn ihr Brot brauchet, ihr sollet es allemahl haben. Auch andere Früchte sollet ihr haben, wenn ihr deren bedürfet. — So sagte der Vater. —

Vat. Seht Kinder, so sorget der liebe Gott immer auch für die ärmsten der Menschen; und die Vermögenden werden durch Wohlthun die Werkzeuge seiner Mildthätigkeit.

Ther. (beym Fenster.) Vater, sieh doch, hier scheint ein Fremder auf unsere Hütte herzu kommen.

Vat. Ein Fremder! was soll dieser hier! —

Mar. Nun will ich nach Hause eilen. Bald werde ich euch wieder besuchen. —

Vat. Danke einstweilen deinem Vater in meinem Nahmen, liebe Marie. — Gott vergelte dir deine Wohlthat.

Gilfter Austritt.

Der Fremde, die Vorigen außer Marie.

Fremde. Ich hoffe mich nicht zu irren, wenn ich hier den alten Ehrenwerth suche.

Vat. Ja, der bin ich, guter Herr. — Was soll zu Ihrem Dienste seyn?

Fremde. Vergeben Sie mir, ich hoffte Sie in bessern Umständen zu finden.

Vat. Die Zeit hat diese Veränderung mei-

nes Glückes hervorgebracht. Doch — was verlangen Sie von mir.

Fremde. Ich bin ein Unglücklicher, und suche Obdach.

Wat. (die Hand reichend.) Und schon darum seyn Sie mir willkommen. Meine Hütte steht jedem Unglücklichen offen.

Fremde. So habe ich also doch einmahl den rechten Mann getroffen, den ich suche. Die Veränderung, die mit Ihnen vorgefallen, die Dürftigkeit, in der ich Sie wieder finde, der Kummer, den ich auf Ihrem Angesicht lese, lassen mich fast zweifeln, ob Sie der gute alte Ehrenwerth seyen, aber die redliche deutsche Miene, und die freundliche Aufnahme, die mir noch unerkannt zu Theil wird, geben mir hinreichende Spuren, daß ich mich nicht geirrt habe.

Wat. Ich bitte, erklären Sie sich deutlicher. —

Fremde. Sollte es Ihnen denn so ganz unbekannt seyn, daß Ihrer Schwester Sohn vor fünf und zwanzig Jahren über das Meer nach Westindien fuhr, um dort durch Handelsgeschäfte sein Glück zu machen.

Wat. O ja, ich erinnere mich noch oft seiner. Er war damahls ein braver Junge. Was mag wohl aus ihm geworden seyn? Doch sagen Sie, — können Sie mir Auskunft von ihm geben, lebt er noch, ist er gesund? —

Fremde. Ja, er lebt — und ist Ihnen nah.

Wat. (mit Empfindung) Ist es möglich, ich sollte ihn wiedersehen, den guten, braven Werner? —

Fremde. O, er hat Sie nie vergessen, und stets mit dankbarem Herzen Ihrer gedacht. —

Wat. Doch, wo kann ich ihn wieder finden? Wo?

Fremde (streckt seine Arme aus). — Hier in seinen Armen. —

Wat. (Umarmen sich.) Gott, welche Wonne! Mein theurer Werner! Er war verloren, und ich habe ihn wieder gefunden. — (Fällt ihm um den Hals.) Freuet euch, Kinder, freuet euch mit mir.

Kinder. Unser lieber Vetter, seyen Sie uns willkommen!

Wat. Doch erzählen Sie, wie erging es Ihnen, seit Ihrer Abwesenheit. Wie kommen Sie hierher.

Fremde. Ich will euch in Kürze das sagen: Als ich nach dem Tode meiner Mutter von hier abreiste, kam ich mit dem englischen Schiffe Duff glücklich in meinem Bestimmungsorte auf der Plantage, unfern Philadelphia in Nordamerika an. — Mein Principal, ein deutscher Mann, gewann mich lieb; da ich ihm durch Fleiß und Redlichkeit viele Dienste erwies, setzte er mich nach seinem Tode zum Erben seines Gutes ein.

Wat. Welch ein glücklicher Zufall! —

Fremde. Ich hatte auch anfangs viel Glück in meinem Handel, und bereicherte mich dadurch. — Nach einer Reihe von Jahren entschloß ich mich, in mein Vaterland zurückzukehren, und das Erworbene in Ruhe zu verzehren; aber das Schiff, auf dem ich mich befand, ging an der

Küste von Spanien zu Grunde; mit Noth rettete ich mein Leben.

Wat. Entsetzlich.

Fremde. Bis hierher habe ich mich kümmerlich durchgebracht, und als ich gestern in die Stadt kam, suchte ich am ersten Hilfe bey eurem reichen Bruder. Ich bath ihn um Unterstützung, wenigstens nur auf so lange, bis ich in Gewisheit wäre, wie es mit dem andern Theile meines Vermögens stände, oder bis ich mich um eine Stelle umgesehen hätte, von der ich vorläufig mein nothdürftiges Auskommen mir verdienen könnte.

Wat. Und wie verhielt sich dabey mein reicher Bruder?

Fremde. Anfangs, da er mich vermögend wähnte, empfing er mich mit offenen Armen, als ich ihm aber mein Unglück erzählte, und um Hilfe bath, schalt er mich einen Bettelkerl, einen Betrieger, einen Landläufer, und jagte mich zum Hause hinaus. —

Wat. O, der Unmensch! — Doch trösten Sie sich, lieber, guter Werner. — Wollen Sie nur mit uns so vorlieb nehmen. — Alles, was wir nur haben, soll auch das Ihrige seyn. — Ich freue mich, nun den lange verloren gehaltenen Sohn meiner Schwester wieder in meine Arme schließen zu können. (Umarmt ihn.)

Fremde. Ich danke herzlich. Ihr befindet euch aber, wie ich sehe, selbst nicht in den besten Umständen; o meine Hoffnung, Hilfe von meinen Verwandten zu erhalten, mit der ich mich

bisher tröstete, ist ganz zu nichts geworden, der Eine könnte helfen, und will nicht, — ihr wollet helfen, seyd aber nicht im Stande.

Vat. Leider ist unser Vermögen geringer, als unser gute Wille; aber wir wollen doch thun, was in unsern Kräften ist. — Sehen Sie, wir räumen Ihnen hier dieses Stübchen ein. Essen können Sie auch mit uns, und dieß so lange, bis Sie eine Stelle bekommen, von der Sie sich selbst ernähren können. Oder haben Sie Geld nöthig! — (zieht eine Münze heraus.) Nehmen Sie hier meinen Wochenlohn, und — wenn das nicht hinreicht —

Ther. O Vater! dürfen wir denn nicht auch unsere Schatzmünze, die wir von dem Pächten noch haben, dem Herrn Wether geben! —

Vab. Ja, wir wollen unsern armen Wether nicht im Elend lassen! wer soll ihm denn sonst noch helfen, wenn wir ihm nicht helfen. — Geld Vater, wir dürfen? —

Vat. Nun ja, das solltet ihr. — Ich habe diese Münzen immer auf einen Nothfall aufbewahrt, nun wollen wir sie so gut anwenden.

Vab. (die Münzen darreichend). Nehmen Sie, lieber Herr Wether! —

Fremde (schlägt's ab). Durch eure Gutmüthigkeit, liebe Kinder, bin ich innigst gerührt. — Für dießmahl nehme ich nichts von euch an. —

Ther. O, nehmen Sie nur doch, wir bitten Sie darum. —

Fremde. Nun denn, wenn ihr es durch-

aus wollet, so will ich es annehmen. Aber ich will es auch auf Zinsen legen, daß es auch bald tausendfältige Früchte trägt.

Wat. Was man gerne thut, läßt sich nicht verinteressiren.

Wab. Da kömmt Fritschen mit Carl zurück.

Fremde (zum Fenster). Ha, das ist der Junge, den ich schon vorhin gesprochen.

Zwölfter Austritt.

Die Vorigen, Fritsch und Carl,
(werden nicht gleich den Fremden gewahr).

Carl. Ach Vater, überall habe ich den fremden Herrn gesucht, der mir den Ducaten hier gab, und nirgends habe ich ihn gefunden.

Fritsch. Es ist wahr, Vater. — Schon am Stadthore fragten wir nach ihm, aber Niemand konnte uns sagen, wo er sich aufhalte. Die Stadt ist gar groß, sagten sie; es gibt wohl viele vornehme Herren darin; aber es wäre ihnen keiner bekannt, der Ducaten zu verschenken hätte.

Carl (erblickt den Fremden). Was seh' ich? Ach, dieser Herr ist es ja, der mir den Ducaten schenkte. — Ey, das ist eben recht, das ist schön, daß ich Sie hier treffe. Mein Vater hat mich ausgeschildt, Sie aufzusuchen, daß ich Ihnen das Goldstück wieder bringe, das Sie mir vorhin aus Versehen gegeben haben. — Hier nehmen Sie wieder. (Reicht ihm das Papier.)

Wat. Carl! irrst du aber nicht?

Carl. Mein, Vater, eben dieser Fremde war es. —

Fremde. Junge! du bist doch eben so ehrlich und brav, als dein Vater. — Da nimm das Geld wieder zu dir, und behalte es für dich. — Die Nachricht, die du mir von deinem Vater sagtest, war mir wohl mehr, als dieser Ducaten, werth. —

Bat. Carl! Friß! — freuet euch, denn wisset, dieß hier ist unser Vetter aus Westindien, der für uns verloren war, und nun wieder gefunden ist. —

Friß und Carl. Unser bester Vetter. (Umarmen ihn.) O, der Vater hat uns oft, und viel Gutes von Ihnen erzählt. —

Fremde. Also, diese sind Ihre Kinder alle. — Nun wohl, da mich dieser Kleine da, (auf Carl deutend) schon einmahl verrathen, so will ich auch gestehen, daß ich euch noch nicht alles sagte: Zwar habe ich Schiffbruch gelitten, aber ich bin deswegen noch nicht arm geworden, denn ich habe noch einen großen Theil meines Vermögens übrig. — Ich bin hierher gereist, um mein gerecht erworbenes Vermögen in meinem Vaterlande in Ruhe zu verzehren. — Die Vorsehung ließ mich glücklich hier ankommen, um euch, ihr guten ehrlichen Leute, zu retten.

Bat. Wie, Sie wäreu also noch im Glückstande? —

Fremde. Ja, lieber Vetter, ich bin noch glücklich und reich genug, euch Alle zu versorgen. — Aber vergebt mir, ich wollte euch anfangs

nur ein wenig auf die Probe stellen. — Ich wollte, da ich selbst keine Kinder habe, die mein Vermögen erben, einen Anverwandten zuvor kennen lernen. Der Reiche ist überall angenehm, darum stellte ich mich arm. — Ich habe die Unbarmherzigkeit eures Bruders gegen mich und euch, und euer mitleidiges Herz kennen gelernt. — Ihr habt eure Armuth mit mir theilen wollen, es ist also billig, daß auch ich meinen Reichthum mit euch theile. —

Wat. (mit Rührung). Gott, zu welcher Glückseligkeit hast du mich noch aufbewahrt! — Ich kann nun meine Kinder versorgt sehen! — O danket, Kinder! — Danket vor allem Gott, dem Urheber aller Freuden. (Die Kinder umfassen theils des Fremden Kniee, theils blicken sie zum Himmel.) So werden gute Kinder noch im Alter der Aeltern Freude. —

Fremde. Ihr sollt nun keine Sorge mehr auf euerem Herzen haben. Ich will es über mich nehmen, eure Kinder zu erziehen. — Besonders aber soll mir ihr Unterricht am Herzen liegen, denn mit demselben kann der Mensch es weiter bringen, und ohne Unterricht und Erziehung bleibt er dem Thiere gleich. — Doch, vor allen kommt nun mit mir. — Ich habe in der Stadt ein wohl eingerichtetes Haus gemiethet, wo wir alle Bequemlichkeiten finden. — Dort wollen wir eine Familie bilden, und glücklich zusammen leben. (Zu den Kindern.) Ihr sollt dann auch die Erben meines ganzen Vermögens werden.

Friß. Aber der reiche Better in der Stadt?
 Fremde. O, der Unmensch, der mir und
 euch in der Noth seinen Beystand versagte, mag
 sich darüber todt ärgern, und die Strafe seiner
 Unbarmherzigkeit und seines Geizes dadurch emp-
 finden. — Kommet nun, und fühlet den Werth
 eurer Redlichkeit. —

Wat. (mit einem Blicke zum Himmel). Wahr-
 haftig, der, der die Kinder gibt, weiß sie auch
 zu versorgen.

Lied zum Schlusse.

S o l o.

Wohl dem, der bessere Schätze liebt,
 Als Schätze dieser Erden;
 Wohl dem, der sich mit Eifer übt
 Im Wohlthun reich zu werden.

C h o r.

Er ist ein Freund der ersten Pflicht
 Und hasset seinen Nächsten nicht.

S o l o.

Wer dieser Erde Güter hat,
 Und sieht den Nachbar leiden,
 Und macht den Hung'rigen nicht satt,
 Läßt Nackende nicht kleiden;

C h o r.

Der übertritt die erste Pflicht,
 Und liebet seinen Bruder nicht.

S o l o.

Wer für der Kinder Heil und Zucht
 Mit Rath und That nicht wachet;
 Dem Uebel nicht zu wehren sucht,
 Das oft sie dürstig machet;

C h o r.

Der übertritt die erste Pflicht,
Und liebet seine Kinder nicht.

S o l o.

Was wir dem Armen hier gethan,
Dem Kleinsten auch aus diesen,
Das sieht Gott der Erhalter an,
Als hätt' man's ihm erwiesen.

C h o r.

Wir wollen also! liebreich seyn,
Und auch den Armen stets erfreu'n.

I n h a l t.

	Seite
Die Reise durch's Leben	5
Die Jugend von Hengersberg am Grabe ihres seligen Pfarrers, Bonifaz Stegmüller	14
Gott verlangt treue Verehrung	23
Gott prüft — Gott schützt die Unschuld	25
Rettung eines Mannes aus der schrecklichen Gefahr, vor dem wirklich erfolgten Tode begraben zu werden	33
Rettung einer Frau aus der großen Lebens- gefahr bey einer Ueberschwemmung	37
Ehrlich währt am längsten	41

8
5
4
3
2
1





